

Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock

12.1920/1923

Rostock: Rostock: Selbstverlag des Vereins: Druck von Adlers Erben, 1924

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1735727377>

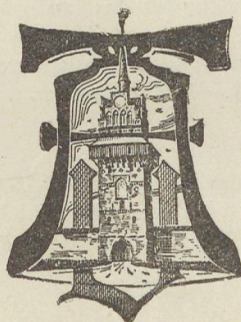
Band (Zeitschrift) Freier  Zugang  OCR-Volltext

Beiträge

zur

Geschichte der Stadt Rostock

Herausgegeben
vom
Verein für Rostocks Altertümer



Zwölfter Band
(Jahrgang 1920/1923)

Rostock 1924
Selbstverlag des Vereins / Druck von Adlers Erben.

Redaktions-Ausschuß:

Stadtrat Dr. Altvater, Stadtarchivar Dr. Dragendorff.

Alle für den Verein für Rostocks Altertümer bestimmten Sendungen und Schreiben sowie Bestellungen auf die Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock sind unter der Adresse des Vereins an das Ratsarchiv — Rostock, Hinter dem Rathaus 4/5 — zu richten.

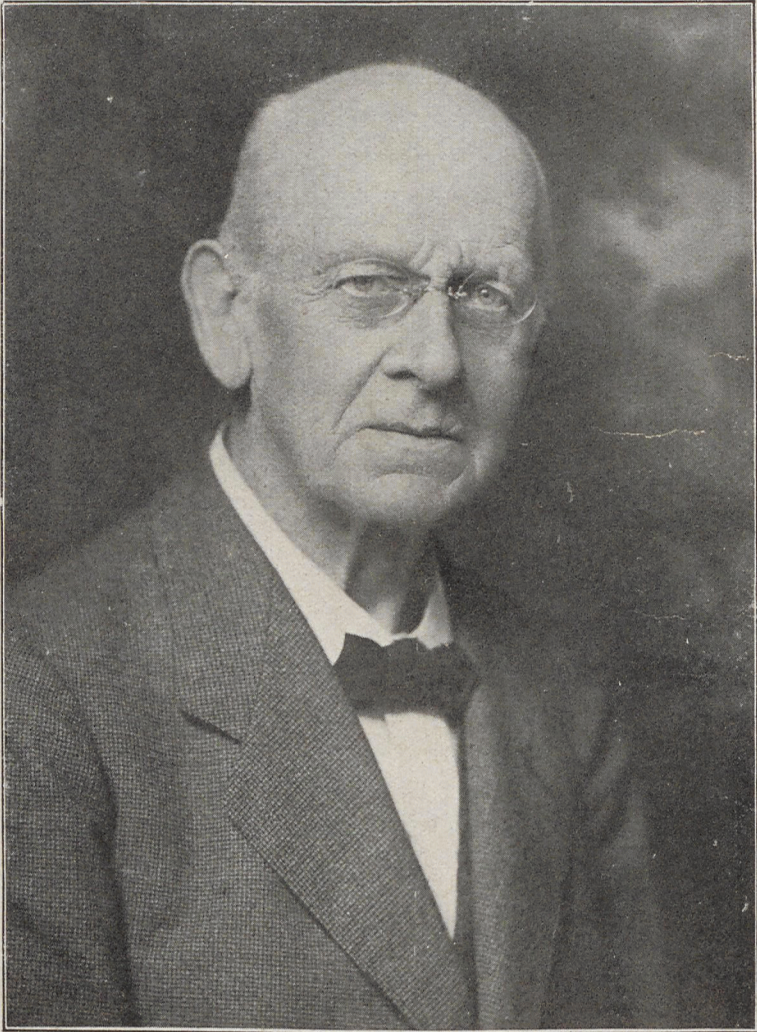
Unsere auswärtigen Mitglieder bitten wir, ihre Beitragszahlungen an Herrn Kaufmann Justus Susemihl (Inh. der Firma J. F. Schomann jun., Rostock, Neuer Markt 27/28) oder an das Bankkonto des Vereins für Rostocks Altertümer bei der Rostocker Bank (Nr. 200 364) senden zu wollen. Herr Susemihl nimmt auch die Anmeldungen neuer Mitglieder entgegen.

Der Mitgliedsbeitrag für das laufende Jahr (1924) beträgt mindestens 1,— Mk. Höhere Zahlungen sind sehr erwünscht. Der Preis dieses Bandes ist für Mitglieder auf 1,— Mk., für Nichtmitglieder auf 2,— Mk. festgesetzt.

NB.: Der elfte Band der Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock erschien aus Anlaß des Universitäts-Jubiläums unter dem Titel »Beiträge zur Geschichte der Universität Rostock«, Rostock 1919.



1923. 5. 1997.



Dem Andenken

des verdienstvollen Mitbegründers, langjährigen
Vorsitzenden und Ehrenvorsitzenden
des Vereins für Rostocks Altertümer

Bürgermeister

Dr. jur. et Dr. h. c. phil. Adolph Becker.

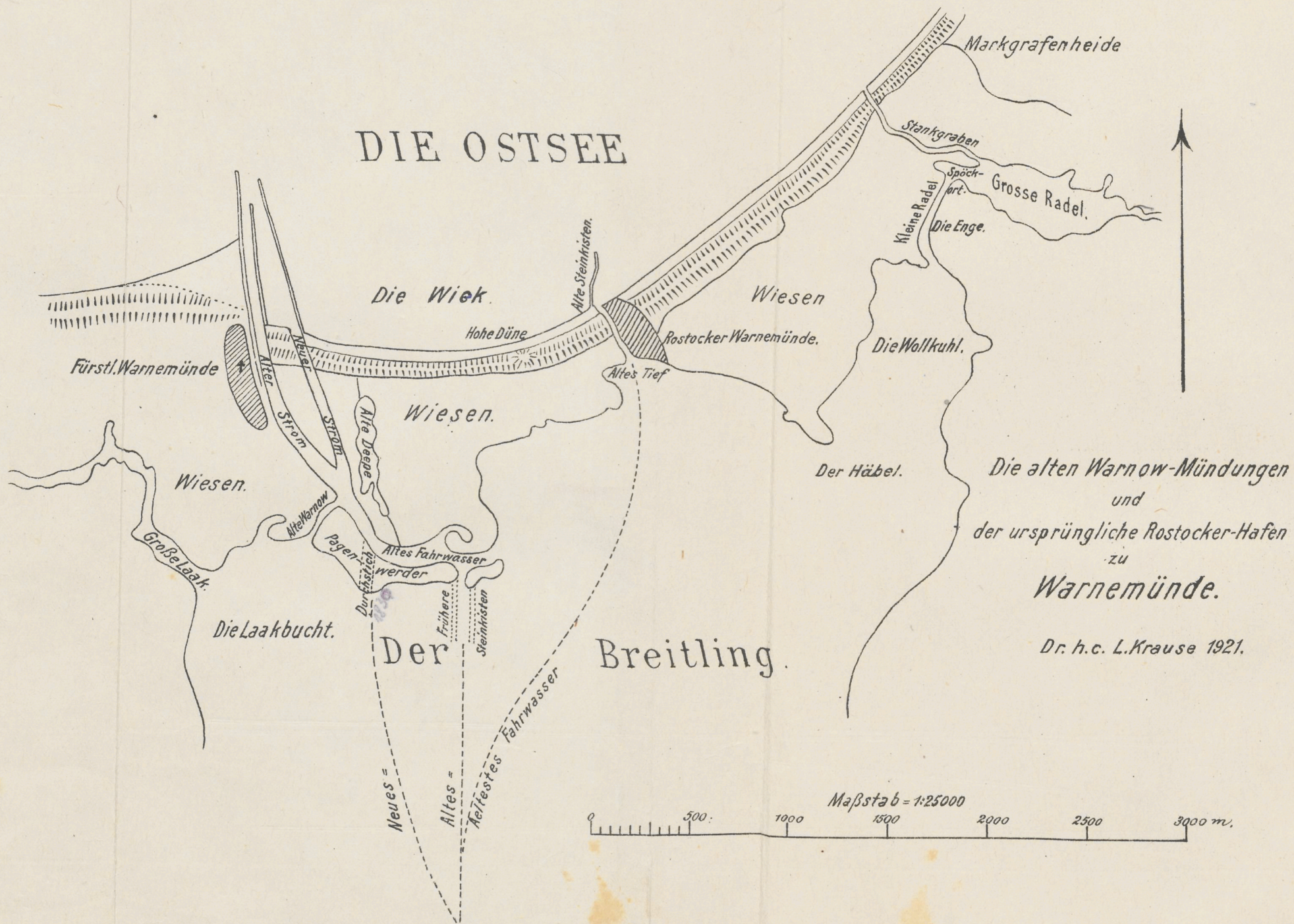
Inhalt des zwölften Bandes

Seite

I.	Die alten Warnow-Mündungen und der ursprüngliche Rostocker Hafen zu Warnemünde. Mit einer Karte. Von Landesarchivar Dr. phil. h. c. Ludwig Krause (Rostock)	1
II.	Aus der Geschichte älterer Rostocker Vereine und Gesellschaften. Von Universitäts-Oberbibliothekar Prof. Dr. phil. Gustav Kohfeldt (Rostock)	
	2. Die philomatische Gesellschaft (1. s. in Bd. X)	17
x III.	Ein Rostocker Verfertiger chirurgischer Instrumente vor 100 Jahren. Von Medizinalrat Prof. Dr. med. Carl Dugge (Rostock)	36
IV.	Die Ehrenbürger der Stadt Rostock. Von Stadtarchivar Dr. phil. Ernst Dragendorff (Rostock)	42
V.	Friedrich Eggers. Von demselben	47
VI.	Kleinere Mitteilungen und Notizen:	
	1. Germanisches Grabfeld bei Bramow. Von Dr. L. Krause. Mit 2 Zeichnungen	55
	2. Der Greif an den Rostocker Kriegsschiffen im Jahre 1312. Von demselben	56
	3. Ludwig Dietz und sein Ordinarius ecclesie Swerinensis 1519. Von Universitätsbibliothekar Dr. jur. Bruno Claußen (Rostock)	57
	4. Aus der Sammlung Dr. Witte-Rostock: Ein Blücherbrief. Mitgeteilt von E. Dragendorff	59
x	5. Die Matrikel der Universität Rostock. Von Oberbibliothekar Prof. Dr. Gustav Kohfeldt (Rostock)	61
	6. Zum Umbau des Hauses Neuer Markt 3. Mit zwei Abbildungen. Von Stadtbaudirektor Gustav Wilhelm Berringer (Rostock)	62
VII.	Nachrichten vom Verein für Rostocks Altertümer	64



DIE OSTSEE

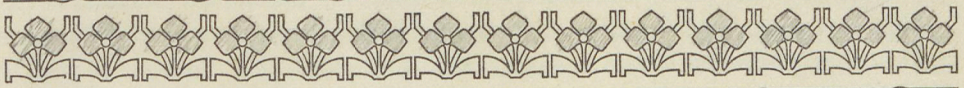


Die alten Warnow-Mündungen
und
der ursprüngliche Rostocker-Hafen
zu
Warnemünde.

Dr. h.c. L. Krause 1921.

Maßstab = 1:25000

0 500 1000 1500 2000 2500 3000 m.



I.

Die alten Warnow-Mündungen und der ursprüngliche Rostocker Hafen zu Warnemünde.

(Mit einem Plan.)

Von Landesarchivar Dr. h. c. L. Krause.

Für die ganze Rostocker Entwicklung war die Hauptsache zweifellos der freie ungehinderte Schiffsverkehr auf der Warnow und in die See. Die Stadt hat denn auch offenbar schon früh an der Warnowmündung irgend welche Hafenanlagen gehabt, wenn wir über deren Ursprung, Art und Ort auch keine urkundlichen Nachrichten besitzen. Den freien Verkehr aber sichert ihnen Borwin III. 1252 ausdrücklich zu mit der Erklärung:

Auch geben wir jedem Ankommenden und Wiederfortgehenden völlig freie Gelegenheit der Ein- und Ausfuhr jedweden Handels und jeglicher Sachen, wenn sie nur der Zollpflicht genügen, soweit sie dieser unterliegen.

Im Jahre 1252 kommt auch der Name Warnemünde zuerst urkundlich vor beim Verkauf der Rostocker Heide und der Warnowfischerei an die Stadt. Bei der Beschreibung der Heidegrenzen heißt es nämlich zum Schluß, daß sie am Seeufer entlang gehen

bis zum östlichen Ufer oder zum Wasser des Flusses Warnemünde.

Und bezüglich der Fischerei erklärt der Fürst:

Zu alle dem verleihen wir ihnen die Fischereigerechtigkeit von der Petribrücke das Warnowbett entlang bis Warnemünde, sowie außerhalb des Hafens in die See, insoweit sie sie des Wetters wegen auszuüben wagen. Hier ist mit dem Namen Warnemünde in der Grenzbestimmung der Heide aber nicht die Ortschaft, sondern nur die Warnowmündung, die Mündung des Warnowflusses gemeint. Ob dies auch bei der Fischereiverleihung zutrifft, bleibt zweifelhaft. Man kann Warnemünde hier sowohl für die Flußmündung, als auch für den Hafentort nehmen, jedoch kommt unter den Zeugen der Urkunde schon ein Rostocker Rats Herr Ludolfus de Warnemünde vor. Mag dem nun auch sein, wie es will, jedenfalls müssen die Rostocker hier damals schon einen Hafen besessen haben. Denn Borwin gewährt ihnen in eben dieser Urkunde zugleich auch das Strandrecht in diesem ihren Hafen:

Wenn aber in ihrem Hafen (in portu ipsorum) durch unvermuteten Unfall auf irgend eine Art ein Schiff strandet, so wollen wir an ihm und seinem Zubehör keinerlei Recht beanspruchen.

Hier ist klar und deutlich von ihrem, also der Rostocker, Hafen die Rede und noch deutlicher ergibt sich dies aus dem Privileg desselben Fürsten vom 12. Oktober 1264, worin er den Rostockern das städtische Recht in ihrem Hafen in Warnemünde verleiht:

Außerdem überlassen wir den oftgenannten unsern Bürgern alle Rechte in ihrem Hafen in Warnemünde zu ihrem Nutzen ewiglich zu besitzen.

Wo aber war nun dieser Hafen? Das scheint auf den ersten Blick eine völlig müßige Frage zu sein. Der Hafen lag natürlich da, wo Warnemünde noch heute steht, und die Hafeneinfahrt war zu geschichtlichen Zeiten schon immer der sog. Warnemünder Strom (jetzt also: der alte Strom). So sagen es die Verfasser des Meckl. Urkundenbuches und ebenso bisher alle, die über Warnemünde geschrieben haben, einschließlich der neuesten Warnemünder Geschichte von Barnewitz. Und doch stimmt beides nicht.

Der Rostocker Hafen in Warnemünde wurde, wie wir soeben sahen, bereits 1264 unter Rostocker Stadtrecht gestellt. Das Dorf Warnemünde, also die heutige Ortschaft, erhielt Rostock aber erst 59 Jahre später im Jahre 1323 vom Fürsten Heinrich von Mecklenburg. Somit können der Hafen und das Kirchdorf Warnemünde damals nicht dasselbe gewesen sein. Und die Frage: Wo lag dieser ursprüngliche Hafen und die damalige Warnowmündung? ist also voll berechtigt.

Damit kommen wir zu der äußerst schwierigen und bisher sowohl vom geschichtlichen, wie vom geologischen Standpunkte aus noch nicht genügend geklärten Frage nach den verschiedenen alten Warnowmündungen. Denn daß es deren im Laufe der Zeiten eine ganze Anzahl gegeben hat, steht einwandfrei fest. Wir kennen aus Geschichte und Sage eine ganze Anzahl alte und neue Tiefe, wissen von verschiedenen auch, wo sie einst lagen, wissen aber nicht, wie sie auf einander folgten, und welche von ihnen voll schiffbare Flußmündungen und welche nur etwa Seedurchbrüche bei Sturmfluten und dergl. waren.

Die älteste Erwähnung der Warnowmündung findet sich in dem Berichte des dänischen Chronisten Saxo über den Zug König Waldemars von Dänemark gegen Niclot und Rostock im Jahre 1160. Als der König damals nach dem Tode Niclots mit seiner Flotte von der Wismarer Bucht nach der Warnow fuhr, mußte er sich die Einfahrt in dieselbe erst gegen die Wenden erkämpfen. Saxo berichtet über diese Schlacht auf dem Breitlinge im 14. Buche seiner Dänenchronik: Von der Wismarschen Bucht begab der König sich

Mit seiner Flotte zum Gudacra-Strom¹⁾, dessen untiefenreiche Mündung für größere Schiffe unbefahrbar war und nur kleinen leichteren die Durch-

¹⁾ Der damalige dänische Name für die Warnow.

fahrt ermöglichte. Daher entschloß sich der König der engen Mündungen wegen, die sein großes Schiff bei der Kleinheit des Flusses nicht durchfahren konnte, mit seinem Schiffe draußen vor Anker zu gehen. Die leichtere Flotte und was die Flußtiefe irgend tragen konnte, versuchte dagegen unter Absalons¹⁾ Führung die engen Krümmungen des Flusses zu passieren. So gelangten sie bis dahin, wo das sich ausbreitende Gewässer den Anblick eines ungeheueren Sees bot. Die engen Mündungen hatten die Barbaren hier aber mit einer zahlreichen Flotte versperrt, um die Feinde an der Durchfahrt zu hindern. Diese zu vertreiben, war das ganze Dichten und Trachten der Unsrigen, wobei sie, der Tiefenverhältnisse unkundig und unerfahren in den Schwierigkeiten derartiger Schifffahrt, mit ihren Schiffen auf den Untiefen festkamen. Während sie nun diese wieder abzubringen suchten, was mit den Rudern schlecht ging, sprangen manche auf die Untiefen hinab und bewerkstelligten, sich an den Schiffen haltend, das Abbringen mit der Kraft ihrer Körper statt mit den Rudern. Auf diese Leute schleuderten nun die Wenden oben von ihren Schiffen, die sie gleichsam als Bollwerke benutzten, ihre Geschosse. Ja sich hiermit nicht begnügend sprangen auch sie auf die Untiefen, um Mann gegen Mann mit den Dänen handgemein zu werden. Als letztere aber entschlossen gegen sie anstürmten, kehrten die Wenden mit der gleichen Schnelligkeit, mit der sie sie verlassen hatten, wieder auf ihre Schiffe zurück.

Vor allen andern gelang es zwei Schiffen des Prizlav²⁾ an den See [den Breitling] heranzukommen. Auf eins derselben drängten sich aber so viele von den auf den Untiefen Herumwatenden hinauf, daß es, an den Seiten bis ins Innerste aufbrechend, zerbarst. Denn da die Leute gar zu kampfbegierig darauf drangen, brach das Schiff infolge der zu großen Last in der Mitte entzwei. Als die übrige Flotte dann folgte, wurden die von ihren Besatzungen auf der Flucht verlassenen wendischen Schiffe von den Dänen erbeutet und die am Ufer belegenen Dörfer in Brand gesteckt.

In der Nacht kehrte Absalon endlich zum Könige zurück, der die lange Zeit des Ausbleibens draußen schlaflos in Angst und Aufregung verbracht hatte. Über die empfangene Siegesbotschaft erfreut, schickte er seine Liburna³⁾, da sie ihrer Größe wegen für die hiesige Schifffahrt untauglich erschien, nach Hause zurück und begab sich auf ein etwas kleineres Fahrzeug. Mit diesem nach dem Breitling hineingelaufen, entsandte er den Suno mit zwei Schiffen zu einem Beutezuge in die sich lang hinziehenden versteckten Buchten und Winkel des Sumpfsees, und fuhr selbst mit der übrigen Flotte flußaufwärts nach Rostock.

1) Erzbischof von Lund, Bischof von Röskilde, der hauptsächlichste Feldherr des Dänenkönigs.

2) Ein Sohn Niclots, der zum Christentum übergetreten war und zu den Dänen hielt.

3) Die Liburna war Waldemars großes Königsschiff.

Die Warnow hatte nach dieser Schilderung des dänischen Chronisten um 1160 also mehrere schmale Mündungsarme, die, reich an Untiefen, sich in Windungen und Krümmungen vom Breitling zur See hinschlängelten. Sie waren daher nur schwer und nur für kleinere leichtere Schiffe passierbar. Von See ab konnte man weder den Lauf dieser Mündungsarme noch den Breitling übersehen. Das Vorland zwischen Breitling und See muß damals also aus ziemlich hohen Dünen oder Bruchwald, die jeden Einblick von See her verhinderten, bestanden haben. Denn sonst hätte König Waldemar von seinem vor der Mündung auf See ankernden größeren Schiffe den Verlauf des Kampfes auf dem Breitling ja verfolgen können und nicht so in Angst und Sorge auf Absalons Rückkehr zu warten brauchen.

Bruch- und Buschwald stand auf den Seewiesen zwischen Warnemünde und der Rostocker Heide übrigens streckenweise noch weit in das 18. Jahrhundert hinein. Denn in den im hiesigen Ratsarchive aufbewahrten Warnemünder Wiesenakten aus dieser Zeit finden sich mehrfach Anträge von Warnemünder Einwohnern, ihnen dies oder jenes Stück zur Rodung zu überlassen, um es in eine Wiese umzuwandeln und dann im nächsten Jahre Pacht davon zu zahlen. So ist das dortige Gelände nach und nach aus Rusch und Busch zur Wiese geworden. Daher stammen auch die allen Botanikern bekannten auffälligen Reste alter Waldflora, die sich in den Dünenkesseln und am Wiesenrande früher bis unmittelbar vor Warnemünde fanden und erst in neuester Zeit durch den Flugplatz zum Teil verschlungen sind.

Die Untiefen in den alten Warnowmündungen waren wohl teils Sand- und Schlick-, teils Torfbänke, da die aufgelaufenen dänischen Schiffe mit den Rudern von ihnen nicht wieder abzubringen waren. Andererseits waren sie aber fest genug, daß die ins Wasser springenden Dänen die Schiffe abschieben und auch im Wasser mit den Wenden handgemein werden konnten.

Wo diese Mündungsarme resp. der Mündungsarm, durch die oder den die Dänenflotte damals mit so großer Mühe in den Breitling eindrang, lag oder lagen, können wir heute nicht mehr mit Sicherheit nachweisen, es sei denn, daß ein glücklicher Zufall Pritzlavs geborstenes und gesunkenes Schiff einmal wieder zutage bringt.

Ihrer Lage nach bekannt sind aber außer dem Warnemünder Strom mindestens noch drei weiter östlich gelegene frühere Mündungen, und zwar:

Zunächst die Alte Deepe, die sich in grader Richtung vom Pagenwerder-Durchstich nach Norden zur See erstreckte. Als Überbleibsel befand sich dort in den Wiesen dem sog. Rostocker Ende gegenüber bis zum Anfang dieses Jahrhunderts immer noch eine langgestreckte Wasserlache, die auf dem Meßtischblatt Warnemünde der Kgl. Preuß. Landesaufnahme von 1877/79 noch in einer Länge von ca. 550 m angegeben ist. Sie zog sich unmittelbar östlich des Tontaubenschießstandes bis zum Bahnhof der elektrischen Strandbahn hin und wurde erst bei den Hafenbauten im Jahre 1903 zugeschüttet. Auf einer im Archiv zu Schwerin befindlichen, angeblich um 1700 gezeichneten

Karte der Rostocker Heide sind noch zwei Ausflüsse dieses alten Tiefs nach See zu etwa 200—250 m östlich der neuen Ostmole angegeben, während die 1719 aufgenommene Isenbarth/v. Zülow'sche Warnowkarte in den Wiesen schon die gleiche Wasserlache ohne irgend welche Ausflüsse angibt wie das Meßtischblatt von 1877.

Diese Alte Deepe oder dies Alte Tief lag also nur wenig östlich der jetzt von den Bahnhofsbauten der Staatseisenbahn verschlungenen einstigen alten Schwedischen Zollschanze. Ob es ein natürlicher Mündungsarm oder ein zu Schifffahrtzwecken ausgehobener künstlicher Durchstich war, steht bisher nicht fest. Ja wir wissen nicht einmal, ob sie überhaupt je schiffbar war.

Ein zweiter Mündungsarm lief von der zwischen dem Schnatermann und Markgrafenheide belegenen großen Radel oder dem Radelsee nach Westen zur See, etwa auf der heutigen Grenze der Warnemünder und der Heidewiesen. Sein Überrest ist der sog. Stankgraben am nordwestlichen Ende der Radel, der früher, ehe er durch das Stackwerk abgeschnitten ward, bei den Rostocker Fischern als ganz vorzüglicher Aalfang bekannt war.

Von diesem Mündungsarm hat einer der Zuflüsse des Radelsees noch heute bei den Rostocker Bootsleuten den Namen Rimnitzer Bäk. Eine alte Schiffersage von der Gründung Rostocks, die ich 1880 vom Büdner und Krugwirt Kobrow zu Oldendorf hörte, kennt auch diese Durchfahrt. Der alte Kobrow erzählte nämlich:

Früher lep dat Water von Ribnitz bi Markgrafenheir dörch. Dunn kemen Ribnitzer Fischers dor dörch in de Warnow, de wir dunn noch en Graben, un dor führten se rupper un an den' Fischerbrok dor grünnten se Rostock. Dor stünn'n Rosenstock, dorvon heet dat Rostock. Dorvon hebben de Fischers noch dat Recht, dat se up de Unnerwarnow ahn Pacht fischen könen.

Wenn man sich diesen Wasserlauf ansieht, wie er sich einst von See her erst nach Osten zur Radel und dann nach Süden und Südosten an den Schlickbänken des Spökurt vorbei durch die sog. Enge in der Kleinen Radel und dann an den Untiefen der Wollkuhl genannten Bucht entlang in das offene Breitlingswasser schlängelt, so könnte man versucht sein Saxo's Schilderung hierher zu verlegen und anzunehmen, daß Pritzlav, der die Einfahrten als Einheimischer ja jedenfalls kannte, mit seinen Schiffen hier durch die entfernteste Mündung eingedrungen sei in der Hoffnung, diese von den Wenden nicht oder doch am wenigsten bewacht zu finden. Auch das Staunen der Dänen über den sich plötzlich auftuenden Ausblick auf den „ungeheueren See“ würde sich so am besten erklären, da man von hier ja die ganze ausgedehnte Breitlingsfläche bis nach Gr. Klein hin überblickt. — Doch sind dies bei aller Wahrscheinlichkeit doch immer nur Vermutungen. Wohl aber dürfte bei dieser Mündung kein Zweifel darüber entstehen, daß wir es hier nicht mit einer alten Hafenmündung, sondern mit einem natürlichen Warnowausfluß zu tun haben.

Sicher eine alte Hafenumündung aber war das zwischen diesen beiden alten Ausflüssen einst befindliche Alte Tief bei der Hohen Düne, dort, wo noch heute eine Breitlingsbucht nach Norden weit in die Wiesen bis ziemlich nahe an die Dünen hineinreicht und ein alter Dünenzug sich durch die Wiesen zum Breitling hinzieht. Diese Bucht führt noch jetzt den Namen das Alte Tief.

Hier finden sich nahe dem Rettungsschuppen auch auf der Außenseite in der See noch die deutlichen Spuren einstiger Hafen- und Molenbauten. Zwischen den Strandbühnen 16 und 18 stehen hier in einer Längenausdehnung von etwa 80 m in der Hauptrichtung von SW. nach NO. unter Wasser noch die deutlichen Reste alter Steinkisten. Man sieht noch viele eingerammte Eichenpfähle, z. T. in drei Reihen nebeneinander mit noch erhaltenen Längsverbindungen und mit zahlreichen Steinen dazwischen, so daß diese stellenweise einen 6—8 m breiten Damm bilden. Viel Holzwerk ist im Laufe der Zeit natürlich von der See losgerissen und fortgespült, vieles auch von den Warnemündern losgebrochen und mitgenommen. Die tiefer gelegenen Teile dieser Anlage sind vielfach bereits stark übersandet, die höheren aber ragen noch soweit empor, daß sie bei niedrigem Wasserstande darüber segelnden Booten gefährlich werden können.

Aus allem geht klar hervor, daß wir es bei dieser Anlage mit den Überbleibseln einer alten Hafenumole zu tun haben, die hier einst eine Hafeneinfahrt gegen die Nordwestfluten und den in westöstlicher Richtung unsere Küste entlang laufenden Sandstrom schützte. Denn diese Pfahl- und Steinansammlungen sind zweifellos die Reste alter Steinkisten, wie sie denn von den Warnemündern auch als die „Alten Kisten“ bezeichnet werden.

Da haben wir den gesuchten ältesten Rostocker Seehafen an der Warnemündung, den Warnemünder Hafen der Fürsten-Urkunden von 1252 und 1264, dessen Mole also schon genau so wie die am späteren Warnemünder Strom und im Breitling aus Steinkisten bestand. Denn daß dieser einstige Hafenschutz eine im Jahre 1252 bereits längst versandete und vergessene alte wendische Anlage sei, wie Barnewitz in seiner Geschichte des Hafensortes Warnemünde meint, ist völlig ausgeschlossen.

Auf dem ersteren Standpunkt steht denn auch das hiesige Gewett in einer Bekanntmachung von 1909. Als im Frühjahr 1909 nämlich ein Rostocker Sandboot auf diesen Kisten strandete und sank, so daß der Bootsmann durch das Lootsenboot abgeborgen werden mußte, wurde in den hiesigen Zeitungen auf Veranlassung des Gewettes vor dieser Gegend gewarnt und dabei ausdrücklich darauf hingewiesen,

daß von dem Ostrettungsschuppen bis etwas westlich der Krimmreue sich die alten Hafenbauten von Warnemünde, die sog. „Kisten“, erstrecken und so hoch im Wasser stehen, daß diese Strecke von segelnden Booten gemieden werden sollte.

Also das Gewett nimmt diese Steinkistenreste auch für die alten Warnemünder Hafenbauten.

Auf diese alten Steinkisten und Hafengebauten im alten Rostocker Hafen bei der Hohen Düne wird es sich denn auch beziehen, wenn Dietrich von Raven 1268 in seinem Testamente für den Hafen in Warnemünde 2 Mark aussetzte (M. U. B. II. Nr. 1138) und ebenso gehört hierher der Ausgabeposten in den Kämmereirechnungen von 1283, wonach die Stadt damals für Steine für den Hafen Warnemünde 4 Mark und 4 Schillinge zahlte (M. U. B. III. 1705).

Aber auch bedeutende Summen wurden von den Rostockern schon früh zum Bau und zur Vertiefung dieses ihres alten Seehafens verwandt. So verpflichtete sich nach dem Stadtbuche von 1288 ein hiesiger Bürger Rotger Horn aus einem der hiesigen Patriziergeschlechter, das Tief zu Warnemünde auf eigene Kosten zu säubern und von dem Zeichen, das „Tonne“ genannt wird, bis in die tiefe See auf 6 Ellen oder 12 Fuß bei mittlerem Wasserstande zu bringen und so 5 Jahre zu erhalten gegen eine Entschädigung von 400 Mark Silber oder 1350 Mark Pfennigen und die Lieferung von 100 000 Mauersteinen (M. U. B. III. 1977).

So diente diese Hafeneinfahrt den Rostockern als ihr Seehafen jedenfalls bis zu dem im Anschluß an das große Rostocker Turnier 1311 ausgebrochenen Kriege mit König Erich von Dänemark, den Markgrafen von Brandenburg, dem Fürsten Heinrich dem Löwen von Mecklenburg und deren übrigen Bundesgenossen. Nachdem Fürst Heinrich von Mecklenburg im September 1311 vom König Erich zu seinem Statthalter über Stadt und Land Rostock ernannt war, begann er sofort den Rostockern in Warnemünde ihren Hafen zu sperren.

Auf beiden Seiten des Tiefs wurde je ein mit Wall und Graben umgebener fester hölzerner Turm errichtet und beide dann quer über das Tief mittelst einer starken Holzbrücke miteinander verbunden. Das Tief selbst aber wurde vor der Brücke mit versenkten Steinen so völlig verstopft und versperrt, daß jede fernere Durchfahrt unmöglich war. Den westlichen Turm befehligte der Ritter Dietrich von Oertzen, während der östliche eine dänische Besatzung unter Niels Olafsun und Peder Nielsson bekam.

Damit war Rostock an seiner empfindlichsten Stelle getroffen. Denn mit der Warnowmündung und dem freien Zugang zur See stand und fiel Rostocks Handel und Zufuhr und damit sein Hauptlebensnerv. Sofort brachen hier denn auch die Unruhen aus. Die Bürger sammelten sich in großer Zahl bewaffnet vor dem Rathause und zwangen den immer noch zögernden Rat, dem Dänen endgültig die Treue aufzukündigen und den Krieg aufzunehmen. Schleunigst wurden Boote und Prähme mit Volk und Kriegsmaterial bemannt und beladen und dann ging es nach Warnemünde hinunter, um die Feinde zu vertreiben und die Hafeneinfahrt wieder zu öffnen. Dies erwies sich aber nicht so leicht, denn der Löwe hatte seine Sperrforts gut gebaut, so daß die Rostocker den Westturm vergeblich im Sturm zu nehmen versuchten. Sie wurden immer wieder mit Verlusten zurückgeworfen. Unterdessen hatte

man in Rostock auf einem Prahm einen starken Turm „den Ebenhoch“ errichtet und rückte nun mit diesem in Warnemünde an und zerstörte die über das Tief geschlagene Brücke. Als es aber trotzdem nicht gelingen wollte Dietrich von Oertzen in seinem Turme oder Blockhaus, wie das Bauwerk in anderen Quellen genannt wird, zu bezwingen, da legten die Rostocker schließlich Feuer an und dem konnten auch die festesten Eichenbalken und -Bohlen auf die Dauer nicht widerstehen. So mußte denn die tapfere Schar zum großen Teil elendiglich in den Flammen umkommen, da die Belagerer ihnen jegliche Rettung verwehrten. Die zu entfliehen suchten wurden ebenfalls meist niedergemacht oder ertranken im Tief. Nur wenige vermochten sich zu retten, darunter auch, entgegen der landläufigen Überlieferung, Dietrich v. Oertzen, der, wie Lisch in der Geschichte dieses Geschlechtes (I. S. 42) nachweist, 1316 noch lebte.

Als die dänische Besatzung in dem Turme auf dem Ostufer dies Ende sah, sank ihnen der Mut zu weiterem Widerstand, so daß sie sich den Rostockern ergaben. Nun wurde auch dies Bauwerk den Flammen überliefert und alle Befestigungen von Grund aus zerstört. Dann zog man mit den Gefangenen nach der Stadt zurück. Nur die beiden dänischen Hauptleute ließ man frei. Sei es, daß diese sich ihre Freilassung bei der Turmübergabe ausbedungen, sei es, daß der Haufe der Angreifer im Unterbewußtsein doch noch so viel Furcht vor dem Dänenkönige und so wenig festes Vertrauen auf einen endgültig erfolgreichen Ausgang der Sache hatte, daß sich niemand an den Kommandanten persönlich zu vergreifen wagte.

In Rostock mahnte der Rat vergeblich, es nun, nachdem der Hafen befreit, genug sein zu lassen und den Frieden mit dem Könige und dem Mecklenburger zu suchen, da Wismar inzwischen von Heinrich dem Löwen eingenommen war und die Fürsten nun gegen Rostock freie Hand hatten. Die einmal ins Gähren gekommene Menge war aber, wie immer in solchen Fällen, nicht mehr zu bändigen, sondern wurde von einigen macht- und beutegierigen Führern noch immer weiter aufgestachelt. So mußte das Schicksal denn seinen Weg nehmen. Die Rostocker rüsteten zunächst ihre Flotte aus und brandschatzten die dänischen Küsten, vor allem, um sich Pferde zum Einfall ins Mecklenburgische zu verschaffen. Dann überzogen sie den Hägerort und die ganze Doberan—Kröpeliner Gegend mit den reichen Kloster-Höfen und -Dörfern mit Raub und Plünderung, um sich für die zu erwartende Belagerung mit allem Nötigen zu versehen.

Um ihren Hafen an der Warnowmündung bei der Hohen Düne aber für die Zukunft vor Überrumpelung und Sperrung zu schützen, erbaute die Stadt hier selbst eine Feste, nachdem man das benachbarte fürstliche Dorf Warnemünde, damit die Feinde sich hier nicht einnisten könnten, niedergebrannt hatte, soweit dies nicht schon früher bei den Kämpfen um die feindlichen Türme geschehen war. Daß zu einer solchen Feste aber ein Holzturm, wenn auch noch so dick und fest gezimmert und noch so mutig und geschickt

verteidigt, für die Dauer doch nur wenig tauglich war, hatte man bei dem Kampfe mit Dietrich von Oertzen ja grade erst selbst erlebt. So mußte man ihn also möglichst massiv und feuersicher errichten. Dazu gebrauchte man aber eine Menge Steine und woher diese nun so plötzlich nehmen? Denn die des abgebrochenen Warnemünder Palastes des Dänenkönigs reichten dazu bei weitem nicht aus, und andere Steinbauten hatte es in Warnemünde außer etwa der Kirche bisher nicht gegeben. Letztere war aber bei dem Dorfbrande auch mit niedergebrannt und lag zurzeit unbenutzt im Brandschutt, und nur ihr steinerner Turmrest stand noch. Da brach man denn diesen, der ja doch nur noch eine nutz- und zwecklose Ruine war, nieder und verwandte dessen Steine mit zur Feste, und als auch dies noch nicht reichte, mußte in Rostock auch der zurzeit im Bau begriffene Petrikirchturm daran glauben und seine Steine zum Festungsbau hergeben.

Über diese beiden angeblichen Kirchenschändungen ist dann später viel Geschrei erhoben. In allen Chroniken können wir immer wieder lesen der Bischof von Schwerin habe die Stadt in den Bann getan, weil sie die Warnemünder Kirche und den Petrikirchturm in Rostock zum Zweck der Warnemünder Hafenefestigung abgebrochen hätte. Allerdings hat der Bischof die Stadt damals wirklich in den Bann getan, aber nicht lediglich wegen dieser später so furchtbar aufgebauchten Abbrüche, sondern diese werden dabei erst an dritter und vierter Stelle ganz zum Schluß erwähnt. Die Hauptverbrechen der Rostocker gegen Gott und die Kirche waren ganz anderer und viel schwerwiegenderer Natur. Rostock hatte dem Schweriner Domkapitel nämlich irgend welche Zehnten vorenthalten und durch höhere Aufstauung der Oberwarnow irgendwo irgendwelche dem Domkapitel zustehende Wiesen überschwemmt. Das waren die Hauptursachen für den Bannstrahl. Denn das traf den Bischof und das Kapitel selbst, und zwar an ihrer empfindlichsten Stelle, ihren Einkünften. Die Verwendung der „dem HerrGott gewidmeten Steine“, wie es in der Urkunde heißt, zum Festungsbau kam dagegen erst in zweiter Linie, ließ sich zur besseren Begründung des Bannes nach außen hin aber vorzüglich mit verwenden.

Tatsächlich steht vom Abbruch der Warnemünder Kirche in dem uns überkommenen lateinischen Urkunden-Auszuge aus dem Schweriner Kirchenregister¹⁾ — die Original-Urkunde ist leider nicht erhalten — überhaupt nichts, sondern nur von dem gänzlich abgebrochenen Turme des heiligen Petrus und dem Kirchturme in Warnemünde. Daß die dortige Kirche aber bereits in Asche lag, ersehen wir aus der in den Jahren 1311/12 aufgesetzten Beschwerde König Erichs wider die Stadt (M. U. B. V. 3504), worin es u. a. heißt:

Desgleichen verbrannten sie, bevor sie uns Warnemünde übergaben, den Ort und die Kirche. Das Haus, welches wir für die Markgrafen und

¹⁾ M. U. B. VII, 4399. Da die Original-Urkunde natürlich lateinisch war, ist auch die lateinische Lesart Hederich's als aus der Urkunde entnommen seiner deutschen Erzählung vorzuziehen.

uns zu einem Palast gebaut hatten, haben sie niedergebrochen und fortgenommen.

Ebenso handelt es sich bei dem Rostocker Petriturm offenbar nicht um einen fertigen, in kirchlicher Benutzung stehenden, sondern um einen damals im Aufbau befindlichen neuen oder des Neubaues wegen zum Abbruch bestimmten resp. bereits im Abbruch befindlichen alten Turm. Denn die heutige Petrikerche muß ihren Bauformen nach in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet sein.

Daß die Rostocker damals wirklich zum Gottesdienst benutzte Kirchen oder Kirchenteile abgebrochen haben sollten, ist für jene Zeit auch von vorneherein nicht anzunehmen, ganz abgesehen davon, daß die Rostocker, wenn sie ohne alle Rücksicht auf die gottesdienstliche Benutzung einen hiesigen Kirchturm zur eiligen Steingewinnung für den Warnemünder Festungsbau abbrechen wollten, doch schwerlich bis zu der von Warnemünde entferntesten Petrikerche gefahren wären, statt den am nächsten liegenden Jakobiturm zu nehmen! Alles das spricht deutlich genug dafür, daß der Petriturm damals irgendwie im Bau oder Abbruch gewesen sein muß und von den Bürgern deshalb auch ohne weitere Scheu einstweilen für die drängende Hafenbefestigung benutzt wurde.

Für die Warnemünder Kirche ist meines Erachtens aber noch ein Punkt bisher zu wenig beachtet. In der Friedensurkunde vom 15. Dezember 1312, in der sich die besiegte Stadt dem Dänenkönige und dem Fürsten Heinrich von Mecklenburg unterwirft, verpflichtet sie sich u. a. nur zur Wiedererbauung einer Holzkirche in Warnemünde:

Außerdem müssen wir im Städtlein Werneminden wiedererbauen eine schöne hölzerne Kirche.¹⁾

Da liegt die Annahme nahe, daß auch die zerstörte Kirche mit Ausnahme des Turmes gar nicht aus Stein, sondern nur aus Holz bestanden hat, daß also die zum Turme ursprünglich gehörige Steinkirche schon einem früheren Brande oder sonstiger Zerstörung zum Opfer gefallen und einstweilen nur durch einen Holzbau wieder ersetzt war. Sollte sonst die römische Kirche damals wirklich damit zufrieden gewesen sein, daß sie statt einer von den Rostockern zerstörten steinernen nur eine hölzerne Kirche wiederbekam? Das sieht ihr durchaus nicht ähnlich.

Doch wenden wir uns nun dem Festungsbau wieder zu: Mit den so beschafften Steinen wurde eiligst ein fester Turm erbaut und mit einem Eichenbollwerk nebst tiefem Wassergraben umgeben. Letzterer wurde mit der Warnow verbunden und so breit angelegt, daß er mit Schiffen befahrbar war. Im Mai war der ganze Bau fertig und mit allem Nötigen für eine längere Belagerung ausgerüstet. Das Kommando führte Bernhard Baggel. In den Graben legte man zu weiterem Schutze und als erste Verteidigungslinie eine

¹⁾ Insuper in opido Werneminden reedificare debemus pulcram ecclesiam ligneam. (M. U. B. V. 3577.)

Anzahl wohlbewaffneter Kriegsschiffe und in seine Mündung einen großen Prahm mit einem darauf errichteten Holzturme, der mit Scharfschützen besetzt war.

Gegen Ende Juni erschien König Erich mit einer starken Flotte vor Warnemünde und vereinigte sich dort mit seinen 22 Verbündeten zum Angriff auf den Turm. Der Prahm und die Kriegsschiffe, die in dem Graben natürlich nur unbeholfen manövrieren konnten, wurden auch bald überwältigt, der Turm aber widerstand allen Angriffen, so daß man zur Belagerung schreiten mußte. Jedoch auch diese war zunächst nur mangelhaft, da der Zugang zum Turme von See her augenscheinlich noch offen war. Wenigstens baten die Rostocker im Juli 1312 noch die Lübecker, da ihnen selber der Weg nach dort verlegt sei, den Warnemünder Turm für 1000 M mit Mehl, Bier, Fleisch, Butter, Stockfisch und Pfeilen zu versorgen.

Um diese Verproviantierungen zu verhindern, ließ Heinrich von Mecklenburg, dem der König die Leitung der Belagerung übertragen hatte, das Tief wieder durch eingerammte Pfähle und eine quer darüber gelegte Brücke sperren. Ein Versuch der Rostocker, die Brücke durch einige dorthin entsandte Kriegsschiffe vernichten und beseitigen zu lassen, scheiterte. Denn die Schiffe wurden von den Dänen, bevor sie die Brücke erreichten, zerstreut und erobert. Waren sie doch schon unter ungünstigen Vorzeichen ausgelaufen, wie der Chronist meldet. Der Schifferaberglaube spielte bekanntlich von jeher und noch heute bei allen Schiffs-Unternehmungen eine große Rolle.

Die Turmbesatzung hielt die Belagerung trotzdem fast drei Monate hindurch aus, und alle Beschießung und Berennung mit schweren Wurf- und anderen Belagerungsmaschinen waren bei der Festigkeit des Turmes vergeblich. Selbst tagelange ununterbrochene Stürme der Angreifer vermochten nichts auszurichten. Auch eine gegen Ende Juli zu Gr. Klein abgehaltene Friedensverhandlung verlief vergeblich.

Da aber der von Lübeck oder Stralsund erwartete Ersatz ausblieb, so bewirkten Hunger und Entkräftung schließlich, was die vereinten Mannen eines Königs und 22 Fürsten mit Gewalt nicht hatten erreichen können. Am 9. September 1312 mußte die Besatzung den weiteren Widerstand aufgeben und den Turm gegen ehrenvollen freien Abzug dem Feinde überlassen.

So hatte Fürst Heinrich im letzten Augenblicke doch noch seinen Zweck erreicht. Denn lange hätten die Belagerer dort auch nicht mehr ausharren können, da eine plötzlich aufgetretene Seuche, vermutlich wohl Typhus, mit verheerender Wirkung unter ihnen hauste. In Rostock aber wirkte die Kunde vom Falle des Turmes geradezu niederschmetternd. Und hatten die Bürger gegen den Willen und alles Abraten des Rates den Kampf s. Zt. selbst gewollt und begonnen, so drehten sie die Sache nun, wo das Unglück langsam und sicher herankam, um und schoben alle Schuld eben diesem Rate zu. So brach denn wenige Tage später unter Heinrich Runges Führung der offene Aufruhr wieder aus, bei dem der bisherige Rat teils ermordet, teils vertrieben

ward, das sicherste Mittel nach dem Falle des Seehafens nun auch die stolze wehrhafte Stadt selbst durch innere Zwistigkeiten dem Feinde fast wehrlos in die Hände zu spielen.

Die Verbündeten begannen unterdes die Warnemünder Feste noch weiter auszubauen, um die Hafeneinfahrt unter allen Umständen in ihrer Gewalt zu behaupten und der belagerten Stadt so jede Zufuhr von See her zu sperren.

Sie errichteten um den festen Rostocker Turm noch eine Anzahl anderer Türme, über deren Zahl die Quellen schwanken. Meist werden aber vier angegeben. Diese Türme wurden unter sich und mit dem Rostocker Hauptturme durch Mauern verbunden und mit hohen Wällen und tiefen Gräben umgeben. Dann rüstete man die Feste mit allem nötigen Proviant und Kriegsmaterial aus und belegte sie mit einer starken Besatzung. Da man sich über den Besitz dieser Burg aber augenscheinlich unter den drei Hauptbeteiligten nicht recht einigen konnte, sondern sich gegenseitig nicht traute, so wurde von König Erich von Dänemark, vom Markgrafen Waldemar von Brandenburg und vom Fürsten Heinrich dem Löwen von Mecklenburg als dänischem Landeshauptmann der Herrschaft Rostock je ein Turm mit einem eigenen Hauptmann und eigener Mannschaft, der vierte aber von allen drei Verbündeten gemeinsam besetzt. Dann rückte das übrige Heer zur Verstärkung der dortigen Belagerer nach Rostock ab, das sich am 7. Dezember im Frieden von Pölchow den Verbündeten ergeben und am 15. Dezember wiederum die dänische Oberhoheit anerkennen mußte unter Zahlung von 14 000 M reinen Silbers.

Trotz aller Befestigungswerke haben König Erich und der Brandenburger offenbar doch nicht recht daran geglaubt, die Warnemünder Türme dauernd dort besetzt halten zu können, weshalb sie sich bereits im Oktober d. J. darüber geeinigt hatten, die Feste später evt. recht teuer auf Abbruch an die Rostocker zu verkaufen und das Geld dann unter sich zu teilen. Jeder sollte dabei versuchen möglichst viel aus den Rostockern herauszupressen, und das Gebot dann dem andern sofort zur Rückäußerung binnen 8 Wochen mitteilen. Dieser im Namen des Königs aufgesetzte interessante Schacher-Vertrag lautet:

Im J. 1312, am St.-Dionysius-Tag, ward . . . verhandelt zwischen dem König Erich und dem Markgrafen Waldemar, daß das, was sie beide durch Verhandlung von den Rostockern dafür bekommen könnten, daß der vor Warnemünde erbaute Turm wieder abgebrochen werde und nie durch jemand wieder aufgebauet werden dürfe, gleichmäßig zwischen ihnen verteilt werden solle. Wir sollen den Markgrafen sogleich wissen lassen, was uns geboten wird; er mag acht Wochen Frist haben, sich darüber zu beraten und zusehen, ob er mehr bekommen könne, als dem Könige geboten wird. Der Markgraf soll dasselbe auch uns tun, wenn ihm ein solcher Vertrag angeboten wird. (M. U. B. V. 3570).

Daß hier nur vom Könige und dem Markgrafen, nicht aber auch vom Fürsten Heinrich die Rede ist, beruht darauf, daß letzterer ja Landeshauptmann des Königs war und somit seinen Turmanteil nur als dessen Mann innehatte.

Die Sache entwickelte sich aber doch anders. Der Turm wurde den Rostockern nach dem Friedensschlusse nicht zurückgegeben, sondern von den Verbündeten noch weiter besetzt gehalten, da König Erich ihn schließlich offenbar doch behalten wollte. Da dieser gemeinsame Besitz bei der zweifellosen Übermacht des Dänen-Königs im Lande Rostock für den Brandenburger aber nur wenig Wert besaß, so verkaufte er am 20. Febr. 1313 seine Hälfte daran für 5000 M Brandenburgischen Silbers auch an den König, so daß dieser nunmehr Alleinbesitzer wurde. Für diesen aber lag die Feste außerordentlich günstig, da Warnemünde von Dänemark ja leicht zu erreichen war, und er mit der Warnow-Mündung Stadt und Land Rostock im wesentlichen in der Hand hatte. Denn von der Feste aus konnte er ihnen jederzeit den Seehafen sperren.

So behielt er denn die Burg, für die nun der Name Dänschenburg (Danskeborrig, Daniborg) aufkam, auch ferner im Besitz und setzte dort einen dänischen Hauptmann als Kommandanten ein. Durch das im Jahre 1311 bei Rostock abgehaltene glänzende Turnier und den nachfolgenden Kampf um die Stadt war er aber stark in Schulden geraten. Namentlich sein Truchseß Niels Olafsun hatte ihm viel vorgeschossen, so daß er diesem außer einigen Burgen auf den dänischen Inseln demnächst auch die Warnemünder Feste bis zur Rückerstattung der Schuld verpfänden mußte.

Aber auch Heinrich der Löwe von Mecklenburg mußte für seine dem Könige geleistete Hülfe und Unterstützung sowie die in seinem Dienste erlittenen Verluste irgendwie entschädigt werden. Und da Erich infolge der Aufsässigkeit und Verschwörung seines Adels in Dänemark selbst mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte und sich daher einstweilen um seine neu erworbenen mecklenburgischen Besitzungen doch nicht persönlich bekümmern konnte, so beschloß er, seinen bisherigen Landeshauptmann nunmehr zu seinem Lehnsmanne zu erheben. Deshalb verließ er ihm und seinen Erben am 7. Januar 1317 die Herrschaft Rostock und alles, was er im Lande Wenden besaß „mit Schlössern, Festungen, Vogteien und allen Zubehörungen“ zu erblichem Lehn. Nur die Burg oder, wie es in der dänischen Überlieferung heißt, „det Slot til Werneminde, Danskeborrig“, das Schloß in Warnemünde, die Dänschenburg, wurde von dieser Belehnung ausgenommen, da sie ja bereits aus den gleichen Ursachen an Niels Olafsun verpfändet war.

So war Heinrich der Löwe nun mit Ausnahme der Warnemünder Hafenburg im tatsächlichen Besitze der ganzen dänischen Lande in Mecklenburg, wo der Rostocker Zweig des alten einheimischen Fürstenhauses mit Nicolaus dem Kinde am 25. November 1314 inzwischen ausgestorben war. Im November 1317 mußte Markgraf Waldemar von Brandenburg im Frieden von Templin dem Löwen dann auch noch das Land Stargard dauernd überlassen.

Daher fühlte letzterer sich mächtig genug, als 1319 kurz hinter einander seine beiden ernstesten Rivalen, der Markgraf Waldemar und König Erich, starben, sich sofort von Stadt und Land Rostock als rechtmäßigem Nachfolger der ausgestorbenen Herrenlinie huldigen zu lassen und die Warnemünder Feste mit Gewalt zu nehmen. Dies gelang denn auch ohne viel Mühe, da der Pfandinhaber, Niels Olafsun, in Dänemark für friedlos erklärt und flüchtig war und die dänische Besatzung aus der Heimat zurzeit keine Hülfe erwarten konnte.

Hierüber aufgebracht verband Erich's Bruder und Nachfolger auf dem dänischen Königsthron, König Christoph, sich mit Heinrichs neidischen Nachbarn in Werle, Pommern und Rügen. Aber auch dieser Gegner ward der Löwe schließlich in langwierigen schweren Kämpfen Herr, so daß sie ihm seine mühsam errungene Macht gönnen mußten.

Aber diese Kämpfe kosteten natürlich Geld, und dieser Umstand kam dann wieder den Rostockern zugute. Denn am 24. September 1322 verkaufte ihnen Fürst Heinrich endlich die Dänschenburg zu Warnemünde auf Abbruch:

dat hus vnde den thorn to Warnemunde, also dat sy dat breken scholen.¹⁾ Zugleich versprach er, ihnen in allen Sachen beizustehen, falls sie jemand bei diesem Vorhaben stören oder sie deshalb in Anspruch nehmen sollte. Auch verpflichtete er sich, sich mit dem Könige von Dänemark, seinem Lehnsheeren, dieserhalb nicht auszusöhnen, ohne die Stadt in diesen Versöhnungsvertrag mit einzuschließen. Der Abbruch der Feste wird dann sofort erfolgt sein. Billig dürfte der Kauf den Rostockern nicht geworden sein, aber die feste Zwingburg war immerhin auch einen guten Preis wert. Denn der Lübecker Chronist, der Franziskaner Lesemeister Detmar, der am Ende des 14. Jahrhunderts schrieb, berichtet darüber:²⁾

Umme de tyd gheven de van Rostoke ereme heren van Mekelenborch vele ghudes, dat he breken let dat starke hus to Warnemunde, dat koning Erik dar leth buen mit vif vasten tornen, derghelik nen in al den landen was.

Wie hoch die Kaufsumme war, ist nicht überliefert.

Auf Heinrichs Veranlassung wurde auch der über die Rostocker verhängte Bann vom Schweriner Bischof nun wieder aufgehoben und Verhandlungen zur gütlichen Beilegung der Streitsachen eingeleitet. Im Frühling des folgenden Jahres (am 11. März 1323) erwarb die Stadt dann schließlich auch die bisher immer noch fürstliche Ortschaft Warnemünde mit dem ganzen westlichen Warnowufer vom alten Tief bei der Hohen Düne bis an die Diedrichshäger Grenze mit der gesamten hohen und niederen Gerichtsbarkeit zu vollem Eigentum und lübischem Recht. Nur das Kirchenpatronat behielt der Fürst sich und seinen Erben vor.³⁾ In der Verkaufsurkunde heißt es von

¹⁾ M. U. B. VII. 4377.

²⁾ Grautoff, Detmar's Lübische Chroniken, I, S. 215.

³⁾ M. U. B. VII. 4424.

dem Dorfe ausdrücklich, daß es „trans fluuium Warnowe“ liege! Also jenseit der Warnow vom Rostocker Hafen ab gerechnet.

Nachdem der sog. Pagenwerder (Pferdewiese, pratum equorum), d. h. die alte Wieseninsel, durch die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Durchstich vom Breitling zum Warnemünder Strom hindurchgelegt wurde, also die jetzige Breitlingseinfahrt nach Warnemünde, bereits im Februar 1286 vom Fürsten Nicolaus von Rostock erworben war, besaß die Stadt nunmehr also das ganze Warnemünder Gebiet. Damit aber hatte sie nun auch freie Verfügung über das ganze See- und Breitlingsufer von Markgrafenheide bis nach Diedrichshagen und somit auch über die sämtlichen Warnowmündungen. Denn daß zu jenen Zeiten auf Diedrichshäger Gebiet noch ein Ausfluß gewesen wäre, ist nicht anzunehmen, wenigstens kein für die Schifffahrt irgendwie in Betracht kommender.

Für die Schifffahrt kam damals offenbar überhaupt nur die eine alte Rostocker Hafeneinfahrt in Frage. Denn wären zu der Zeit auch noch andere wirklich — nicht etwa bloß mit Booten — fahrbare Ausflüsse vorhanden gewesen, so hätten in den Kämpfen auch diese gesperrt und durch Befestigungen geschützt werden müssen. Davon ist aber in allen den Nachrichten über die Kämpfe um die Warnowmündung zu Anfang des 14. Jahrhunderts nie die Rede, sondern immer nur von der einen Hafeneinfahrt. Das aber war eben das spätere sog. Alte Tief bei der Hohen Düne.

Auch der unmittelbar am Orte vorbeifließende heutige sog. Alte Warnemünder Strom kann daher damals keine schiffbare Warnowmündung gewesen sein, sondern höchstens eine Bootsdurchfahrt. So berichtet denn auch eine alte Warnemünder Schiffersage:

Als die ersten Ansiedler sich in Warnemünde niederließen, lief die Warnow als ganz flaches Rinnsal durch die Dünen. Man konnte bequem hindurchwaten, wie es auch immer geschah. In der Gegend der heutigen Vogtei aber wohnte ein Mensch, welcher die Leute gegen Bezahlung auf seinem Rücken hindurchtrug. Ihm reichte das Wasser nur etwa bis an die Hüften. Eine Darstellung dieses Mannes findet man noch heute in der Warnemünder Kirche. An die Erhaltung dieser Statue knüpft sich aber zugleich die Zugehörigkeit der anderen Dörfer an Warnemünde. Sowie sie beseitigt würde, würde keine andere Ortschaft mehr Abgaben an die Warnemünder Kirche entrichten. Es würde sich vielmehr jedes Dorf selbst eine Kirche bauen.

Die erwähnte Darstellung dieses Mannes in der Warnemünder Kirche ist der Große Christoffer mit dem Christkinde auf der Schulter, der als riesige Bildsäule von mehr als doppelter Menschengröße an der nördlichen Chorwand unter dem Triumphbogen der alten Kirche stand und dann im nördlichen Kreuzschiff der jetzigen Kirche wieder aufgestellt ist.

Nunmehr konnten die Rostocker ihren Hafen weiter nach Westen, nach dem Kirchdorfe hin verlegen, wo der Baugrund jedenfalls besser und

mehr fester Raum war als bei der Hohen Düne. Wann diese Verlegung aber stattgefunden, steht bisher noch nicht fest, da bei den in den Quellen und Akten vorkommenden verschiedenen Alten und Neuen Tiefen meist nur sehr schwer — wenn überhaupt — feststellbar ist, was der Schreiber damit gemeint hat.

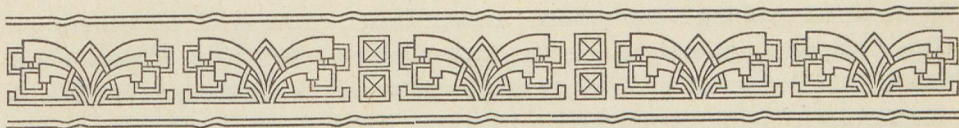
Bei der Zerstörung Warnemündes durch die Herzöge 1487 in der Rostocker Domfehde kommt meines Wissens das Neue Tief (der jetzige alte Strom) zum ersten Male vor. Denn neben der Zerstörung und Sperrung des alten Tiefes wird in diesem Kampfe zwischen Fürsten und Stadt auch noch ein neues Tief erwähnt, indem die Chronisten melden, die Fürsten hätten das alte Tief durch die hineingeworfenen Steine des zerstörten Leuchtturmes, das neue dagegen durch eingerammte Pfähle versperrt. Man hatte damals also mindestens schon mit dem Bau einer neuen Hafendurchfahrt bei dem heutigen Warnemünde begonnen, wenn auch das alte Tief offenbar noch die Haupteinfahrt war, da das Leuchtfeuer bis dahin ja immer noch bei der Hohen Düne stand. Vermutlich hat der damalige Niederbruch der Leuchte und der sie umgebenden Mauer die Vernichtung des Bollwerks und Verstopfung der Durchfahrt mit dazu beigetragen, den Hafen nun endgültig nach der Ortschaft zu verlegen und den dortigen Warnowarm endgültig zur Hauptmündung auszugestalten. 32 Jahre später war es jedenfalls schon zur Tatsache geworden. Denn in einem Ausschreiben der Herzöge Heinrich und Albrecht vom 23. Mai 1519 mit der Aufforderung, die Stadt zur Ausbesserung ihres durch die Sturmflut verwüsteten Hafens mit Holz und Fuhren zu unterstützen, da dessen Wiederherstellung sonst bis zum nächsten Winter nicht möglich sei, heißt es schon:

vnsrer Haven vor Rostockh genemet dat nyge Diep.

Von da an bis zum Beginn unseres jetzigen Jahrhunderts war der heutige alte Warnemünder Strom also die Hauptmündung der Warnow und die eigentliche Rostocker Hafeneinfahrt.

Daneben blieb das alte Hohe-Dünen-Tief aber für Schuten und Boote noch immer befahrbar. Denn noch im Frühjahr 1660 findet sich in den Ratsprotokollen eine Nachricht darüber, daß Tieß Zepelin und Hans Mæß aus Wustrow mit ihren Booten voll Hering und Hornfisch von dem vor der Warnemünder Hafeneinfahrt liegenden schwedischen Zollschiff angehalten seien, weil sie, um dem Zoll zu entgehen, durch das alte Tief hatten segeln wollen.

Bis 1487 haben wir also jedenfalls zwei Orte namens Warnemünde: den Rostocker Seehafen bei der Hohen Düne und das ursprünglich fürstliche Kirchdorf, bis dann mit der Herstellung des neuen Tiefes Seehafen und Dorf miteinander vereinigt und so der Grundstock zu dem heutigen Hafen- und Badeorte gelegt wurde. Der neue Leuchtturm wurde nun auch hier erbaut. Denn Vicke Schorler gibt ihn 1582 bereits an der Westseite des heutigen alten Stromes an. Die sichere Herstellung des neuen Warnemünder Tiefes zog sich aber noch durch lange Jahre hindurch und wurde augenscheinlich erst 1582 mit dem Materiale vom alten Burgwall der Schmarler Hundsburg beendet.



II.

Aus der Geschichte älterer Rostocker Vereine und Gesellschaften.

Von Dr. Gustav Kohfeldt.

2. Die Philomathische Gesellschaft.¹⁾

Freie Vereinigungen zum Zwecke der Wissenschafts- und Bildungspflege sind in der Universitätsstadt Rostock schon verhältnismäßig früh wenigstens geplant und angeregt worden. Die älteste derartiger Gründungen ist die Societas ereunetica oder zetetica, die der berühmte Joachim Jungius²⁾ hier i. J. 1622, also in einer Zeit, die noch vor den Geburtsjahren der großen Akademien und Gelehrten-Gesellschaften liegt, ins Leben rief. Sie war allerdings nicht von längerem Bestand. Als Jungius Rostock i. J. 1625 verließ, um eine Professur in Helmstedt zu übernehmen, hörte auch die Wirksamkeit der jungen Gesellschaft, von der übrigens kaum etwas Näheres überliefert ist, auf. Ein Jahrhundert später — um 1730 — tauchen von neuem Pläne zur Errichtung einer Gelehrten-Gesellschaft auf. Prof. Aepinus³⁾, der während eines halben Jahrhunderts im Mittelpunkt des Rostocker akademischen Lebens stand, bemühte sich eifrig darum. Von greifbaren Erfolgen des Aepinus ist aber nichts zu berichten. Nicht viel mehr erreichte der ihm in vieler Hinsicht, besonders auch als fleißiger und vielseitiger Zeitschriften-Mitarbeiter und -Herausgeber geistesverwandte Rechtsprofessor Mantzel⁴⁾. 1759 ließ er eine Einladung an die Studierenden ergehen, sich wöchentlich unter seiner Leitung zum Lesen und Beurteilen periodischer Schriften zu versammeln, auch anderen Gelehrten solle es freistehen, dieser Vereinigung, die bald eine eigentliche gelehrte Gesellschaft werden möchte, beizutreten.

Dreißig Jahre später — 1789 — hören wir von einer neuen Gelehrtenvereinigung. Es ist dies die sog. Sonnabend-Gesellschaft. Prof. Eschenbach,

¹⁾ Vgl. hierzu Beitr. z. Gesch. Rost. 10. 1917. S. 105 ff., wo auch einige Bemerkungen über die Zusammensetzung der Bevölkerung und über die Kulturzustände im alten Rostock zu finden sind.

²⁾ Guhrauer, Joachim Jungius und sein Zeitalter. 1850. S. 69 ff.

³⁾ 1673—1750, seit 1696 Dozent in Rostock.

⁴⁾ 1699—1768, seit 1721 Dozent in Rostock.

der ihr selbst als Mitglied angehörte, erzählt in seinen Annalen der Universität (Jahrg. 1810. S. 29) einiges von der Entstehung und von dem Wirken dieses Klubs. Als Begründer sind die von auswärts an die wieder vereinigte Universität Rostock-Bützow berufenen Dozenten Posse, Normann, Witte u. a., die sich auf diese Weise in dem neuen Wirkungskreis gegenseitige Anregung zu bieten hofften, anzusehen. Ein großer Teil der älteren Dozenten wurde nach und nach hinzugezogen, ebenso einige interessierte Herren aus der Stadt. Doch hatte man es mehr auf einen geschlossenen kleineren Freundeskreis, als auf einen Verein abgesehen. Mehrere Professoren konnten deshalb, wie Eschenbach sagt, „wegen ihrer zu verschiedenen Denkungsart“ nicht aufgenommen werden. Mit besonderer Absicht wohl hatte man auch nur ein kleines Zimmer für etwa zwölf Personen gemietet, in dem man sich wöchentlich bei Tee und Tabak einige Stunden versammelte, um sich über akademische und ähnliche Fragen zu unterhalten. 1810 bestand die Vereinigung noch.

Die 1800 gestiftete Mecklenburgische Naturforschende Gesellschaft verfolgte mehr Forschungs- als Bildungszwecke. Die ordentlichen Rostocker Mitglieder, die zumeist Universitätsangehörige waren, hatten ihren Kreis durch zahlreiche korrespondierende Teilnehmer im In- und Ausland erweitert.¹⁾

Auch die Begründung der *Philomathischen Gesellschaft*, der Lernbegierigen Gesellschaft, wie sie sich wohl gelegentlich nennt, steht mit der Universität in Verbindung. Wenigstens ging die Anregung dazu von einigen Professoren aus, in erster Linie von dem Vertreter der Naturwissenschaften Flörke und dem Dozenten der Oekonomie Karsten. Ueber die am 24. Mai 1819 erfolgte Gründung heißt es im *Freimüthigen Abendblatt* (2. 1819. S. 430): „Unser Herr Prof. Flörke hat eine philomathische Gesellschaft nach dem Beispiel der Berlinischen gestiftet²⁾, welche aus Professoren, Predigern, Advokaten, Künstlern usw. besteht. Alle Montage versammelt sie sich, im Sommer im Haedgeschen Garten, im Winter im Schleuderschen Gasthofe.“ Hinzugefügt wird dann noch, etwas Aehnliches hätte vor etwa dreißig Jahren schon Prof. Eschenbach beabsichtigt, man hätte sich dann aber auf einen Professoren-Klub — den oben erwähnten vom Jahre 1789 — beschränkt, der „nichts eigentlich Literarisches zum Zweck“ gehabt habe.

Der Bericht des nächsten Jahres, der im *Freimüth. Abendblatt* (3. 1821. S. 44) nochmal zurückkommt auf die Gründung der *Philomathischen Gesellschaft*, die „nach dem Muster längst bekannter, in größeren Städten z. B. Berlin gestifteter Vereinigungen“ erfolgt sei, nennt als ihre Begründer Flörke und Karsten. Und diesen beiden Gelehrten verdankt ebenso nach dem Jubelfeierbericht³⁾ von 1844 die Gesellschaft ihre Entstehung, während ihre weitere

¹⁾ Rostocksche neue gemeinnützige Aufsätze. 1806. Nr. 4.

²⁾ 1839 wird auch eine *Philomathische Gesellschaft* in Schwaan erwähnt, wo u. a. Vorlesungen über Goethes Faust gehalten wurden (*Freimüthiges Abendbl.* 1839. S. 825), 1847 eine solche in Schwerin, deren Vorträge u. a. gedruckt sind in *Neue Meckl. Volksbibliothek* 4. 1847. 5. 1848.

³⁾ *Freimüth. Abendbl.* 26. 1844. S. 633 ff.

Erhaltung, als i. J. 1824 ein „Mißverständnis in der Direktion“ die Bande zu lösen drohte, eigentlich das Verdienst Flörkes und des ihn unterstützenden Dr. Siemssen gewesen zu sein scheint.

Das Werk Karstens und besonders Flörkes ist auch die „Verfassung“ der neuen Gesellschaft. Bei Adler Ende des Jahres 1820 gedruckt, enthält sie auf vier Quartblättern die Satzungen vom 8. Mai 1819 mit Abänderungen vom 28. Juni und 26. November, unterzeichnet von Prof. F. C. L. Karsten als Direktor, Präpositus und Pastor J. G. Becker als Gehilfs-Direktor und Prof. H. G. Flörke als Sekretär, die Großherzogliche Bestätigung vom 6. Dezember 1819 und das Mitgliederverzeichnis vom November 1820. Die etwas wortreichen 24 Paragraphen der Statuten bezeichnen als den Zweck der Gesellschaft „gesellige Unterhaltung über anziehende wissenschaftliche Gegenstände, gesprächsweise herbeigeführt, oder durch besondere Vorträge angeregt“. Spiele sollen für immer ausgeschlossen bleiben. In jeder Sitzung solle aber von einem Mitgliede, das sich freiwillig dazu erboten hätte, ein Aufsatz vorgelesen oder eine Merkwürdigkeit vorgezeigt und erläutert werden. Die Wahl des Gegenstandes bleibe dem Vortragenden überlassen, nur möge jeder seinem Thema eine möglichst „gemeinanziehende“ Seite abzugewinnen suchen, um nicht bloß eigentlichen Männern vom Fache interessant und verständlich zu sein. Jeden letzten Montag im Monat abends 6 Uhr werde sich die Gesellschaft versammeln. Der 24. Mai soll aber für alle Zeit als Stiftungstag gefeiert werden, indem man, „so viel es sich tun läßt, die anziehendsten Gegenstände zum Vortrage bringt, und die Gesellschaft nach beendigter Sitzung, auch zu einem frugalen Mahle beisammen bleibt“. Der in dieser Sitzung abzustattende Jahresbericht soll in den vaterländischen und auch in einigen ausländischen (d. h. nichtmecklenburgischen) öffentlichen Blättern gedruckt werden. Auch einheimische Gäste einzuführen, soll den Mitgliedern am Stiftungstage freistehen, während die Zulassung von auswärtigen Gästen bei allen ordentlichen Sitzungen gestattet sein soll. Die Mitgliedschaft kann im übrigen jeder „selbständige gebildete Mann“ erwerben, „den man als einen Freund wissenschaftlichen Strebens kennt, er mag Gelehrter oder Dilettant sein“. Die Aufnahme erfolgt, sobald zwei Drittel der Anwesenden für den Kandidaten eine Kugel abgeben. Weitere Bestimmungen betreffen noch den Ausschluß von Mitgliedern, die Wahl des Vorstandes und ähnliche Formalitäten.

Eine neue Auflage der Statuten liegt vom Jahre 1824 vor. Sie weist nur ein paar unwesentliche Abweichungen auf: Der Vorsitzende soll nach einem Vortrag die Anwesenden der Reihe nach einladen, Bemerkungen dazu zu machen. Die zum Druck gelangenden Vorträge sollen stets den Vermerk tragen „gelesen in der Philomathischen Gesellschaft in Rostock“. Auch daß zur Dekkung der Unkosten ein kleiner Mitgliederbeitrag einzuziehen sei, wird hier festgesetzt.

Schon 1829 werden die Statuten durch einige „Zusätze“ ergänzt, und 1834 sowie 1856 wird die ganze Vereinsverfassung dann von neuem aufgelegt.

Auch diese Neudrucke bringen nur geringfügige Aenderungen. 1829 wird u. a. bestimmt, daß die Gesellschaft jetzt auch Geschenke für ihre Bücherei und ihre Sammlungen annehmen dürfe und daß die Gönner und Förderer dafür zu Ehrenmitgliedern zu ernennen seien. Nach dem Schlusse der jetzt am ersten Monats-Sonnabend stattfindenden Sitzungen will man künftig noch zu einem „anständigen Abend-Essen“ beisammen bleiben, an dem sowohl einheimische wie fremde Gäste teilnehmen dürfen. 1834 heißt es u. a.: Die durch Geschenke bereits entstandene Bibliothek sowie die sonstigen Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst sollen in einem passenden Lokale, womöglich bei einem der Vereinssekretäre, aufgestellt werden. Die regelmäßigen Versammlungen sollen in einem Gasthause, falls sich nicht in einem Privathause ein schickliches Lokal finde, abgehalten werden. Der für neue Mitglieder nur kurze Zeit — 1824/25 — bestehende Zwang in den ersten drei Sitzungen etwas vorzutragen, ist in den neuen Satzungen in den Wunsch umgewandelt worden, daß jedes eintretende Mitglied die Gesellschaft bald durch einen Vortrag erfreuen möge. Die neue Auflage der Verfassung vom Jahre 1856 wiederholt in allen wesentlichen Punkten fast wörtlich genau die Bestimmungen von 1834, sogar in den geringfügigen Versammlungs- und Verwaltungsformalitäten stimmt sie mit den älteren Satzungen überein.

Läßt sich aus einem so zähen Festhalten an den alten Statuten darauf schließen, daß das Vereinsleben sich von Anfang bis zu Ende — also ein halbes Jahrhundert hindurch — in großer Stetigkeit abgespielt haben muß, so wird dieser Eindruck noch verstärkt, wenn man nach den gedruckten Jahreslisten¹⁾ die Zahl und die berufliche Stellung der Mitglieder vergleicht und wenn man sich die Art der Vortragswirksamkeit, die mit Hülfe der Zeitungen, vor allem in den Jahrgängen des Freimüthigen Abendblattes, noch zu erkennen ist, in ihren Einzelheiten vor Augen führt.

Die Zahl der Mitglieder ist in den ersten Vereinsjahren allerdings noch gering. Sie hält sich nach schnellem Anwachsen dann aber für lange Zeit auf ziemlich gleichmäßiger, recht respektabler Höhe. Mit vierzig Namen beginnt die erste Liste vom November 1820. Vier Jahre später — 1824 — sind es schon 58 Mitglieder, 1834 werden 98 ordentliche und ein Ehrenmitglied aufgezählt, 1835 neben 112 ordentlichen und einem Ehrenmitgliede noch 5 auswärtige Vereinsangehörige. Der Bestand von 1835 hält sich bis in die Mitte der vierziger Jahre. Die Liste von 1845 zeigt aber schon ein Anwachsen auf 139, die von 1846 auf 158, die von 1847 auf 176. Im Jahre 1852 wird das zweite Hundert überschritten, und 200 bis 220 Mitglieder — neben 170 einheimischen gewöhnlich 40 auswärtige — weisen dann ziemlich regelmäßig alle weiteren Verzeichnisse der letzten beiden Vereinsjahrzehnte auf. Noch die letzte erhaltene Notiz, die sich im Rostocker Adreßbuch von 1869 findet,

¹⁾ Erhalten sind Mitgliederlisten aus den Jahren 1820—1864 (mit nur wenigen Lücken).

kann von 168 anwesenden und 44 auswärtigen Mitgliedern der Philomathischen Gesellschaft berichten.

Aus den Mitgliederverzeichnissen der Gesellschaft läßt sich auch erkennen, aus welchen Kreisen der Einwohnerschaft sie sich zusammensetzte und auf welche Kreise sie also hauptsächlich wirkte. 1820 ist die Gesellschaft noch durchweg eine akademische; neben den zahlreichen beamteten und freiberuflichen Angehörigen aller Fakultäten zählt die Liste nur noch auf: zwei Kaufleute, einen Oekonom, einen Buchhändler, einen Buchdrucker, einen Mechaniker und einen Partikulier. 1821 (S. 44) heißt es in dem Bericht des Freim. Abendblatts, der Verein rekrutiere sich aus dem Lehr- und dem Nährstand, aber auch der Wehrstand werde bald nicht mehr ausbleiben. 1834 finden sich unter 99 Mitgliedern bereits 24 Kaufleute und 3 sonstige Gewerbetreibende, 1845 in einer Gesamtzahl von 139 schon 40 Kaufleute, 6 Gewerbetreibende und 15 Offiziere. 1858 zähle ich unter 175 einheimischen und 42 auswärtigen Vereinsangehörigen ca. 90 Kaufleute, Landwirte und Gewerbetreibende, gegen 20 Offiziere, denen sich noch mehrere Adlige und höhere Beamte der Post, der Steuer, der Eisenbahn anschließen, die nach damaligem Brauch ebenfalls zumeist aus dem Wehrstand hervorgegangen sein werden.

Bei einer solchen Zusammensetzung — auch Kunst, Musik, Technik fehlen nicht — ist es verständlich, daß der Verein seinen Mitgliedern immer wieder Neues und Anregendes bieten konnte. Vorträge und kleinere Mitteilungen und Vorführungen wurden so reichlich angeboten, daß wiederholt gewünscht und beschlossen wurde, zweimal im Monat Sitzungen abzuhalten. Oefters — so 1838, 1839 — wird sogar darüber geklagt, daß die Diskussion zurücktreten müsse, weil zu viele Vorträge angemeldet würden. Aus diesem Grunde konnte auch die Bestimmung, daß jedes neu eintretende Mitglied in den ersten drei Sitzungen etwas vorzutragen habe, schon nach kurzem Bestand wieder zurückgenommen werden. Aber nicht allein durch ihr reichhaltiges Vortragsprogramm beabsichtigte die Gesellschaft sich ihren Mitgliedern nützlich zu machen. Schon die regelmäßige Zusammenführung und freundschaftliche Annäherung so vieler rühriger Persönlichkeiten aus den verschiedensten Berufskreisen lag zweifellos in der Richtung des Gemeinnützigen und des Gemeinwohls, und man legte deshalb von Anfang an (1821) Wert darauf, die Mitglieder nach den Vorträgen noch bei weiterer Aussprache und wohl auch bei einem „mäßigen Mahl“, bei dem alle Rangunterschiede zurücktreten sollten, zusammenzuhalten.

Unter diesen Umständen ist es verständlich, wenn immer wieder von fleißigem Besuch der Sitzungen berichtet werden kann und wenn die Berichterstatte der Zeitungen melden, daß sie fast in jeder Sitzung Fremde, die nicht Mitglieder seien, angetroffen hätten. Sogar in den Zeiten, wo — wie i. J. 1848 — die Politik alle anderen Interessen zurückzudrängen droht, erfreuen sich die Sitzungen, die nach wie vor ihrer ursprünglichen Aufgabe der belehrenden Unterhaltung treu bleiben, eines regen Besuchs.

Es ist nun ein glücklicher Zufall, daß von dem Unterhaltungsstoff in den einzelnen Sitzungen und damit von der eigentlichen Wirksamkeit der Philomathischen Gesellschaft auf Grund der erhaltenen Berichte noch ein deutliches Bild zu gewinnen ist. Vom Gründungsjahr an bis gegen 1850 hin ist uns — mit ein paar Lücken in den Jahren 1821—33, 1841 und 43 — nicht bloß das Vortragsprogramm jeder einzelnen Sitzung überliefert worden, es wird in den gedruckten Jahresberichten in der Regel auch mit ein paar Zeilen die Art des Vorgetragenen angedeutet, ja wir sind sogar in der Lage, eine große Anzahl der wichtigsten Vorträge, die mit dem Vermerk „in der Philomathischen Gesellschaft in Rostock vorgelesen“ im Freimüth. Abendblatt und in anderen Zeitungen zum Abdruck gelangt sind, noch in ihrer ungekürzten Fassung durchsehen zu können. Es wäre verlockend, das vollständige Verzeichnis der vielen hundert Vereinsabhandlungen hier wiederzugeben und es so selbst für die ununterbrochene rührige Tätigkeit der Gesellschaft sprechen zu lassen. Als eine Probe von der Vielseitigkeit ihrer Interessen mögen wenigstens zwei Jahresprogramme — das von 1820 und von 1844 — hier Platz finden.¹⁾

1820. Jan. 31. Vorlesung des Großh. Bestätigungsurkunde.

Prof. Flörke, Ueber die aus Wales stammenden Gaelen am Missouri und über die im 11. Jahrh. von den Normännern nach Nordamerika unternommenen Entdeckungsreisen.

Febr. 28. Flörke, Ueber das Grundlose der Dittmarschen²⁾ Witterungslehre.

Prof. Karsten, Ist die Todesstrafe das einzige wirksame Mittel, die Pferdediebstähle zu verhüten?

März 27. Flörke, Ueber die Möglichkeit eines Kanals in der Panamaenge.

Apr. 24. Flörke, Ueber die Entstehung der Gletscher auf den lappländischen Alpen und über die dortigen klimatischen Verhältnisse.

Mai 24. Mag. Siemssen, Ueber den rätselhaften Fischmangel der unteren Warnow.

Prof. Lange, Ueber Klarheit und Deutlichkeit als notwendigen Erfordernissen des mündlichen und schriftlichen Vortrags.

Flörke, Mitteilungen über eine ihm von Berlin gesandte botanische Abhandlung.

Karsten, Ueber das Lästige des deutschen Titelwesens. (Kleine Rede bei Uebergabe der Direktion mit der Bitte an die Mitglieder, unter sich alle derartigen Umständlichkeiten zu verbannen).

¹⁾ Freim. Abendbl. 3. 1921. S. 566, 26. 1844. S. 633, 27. 1845. S. 537.

²⁾ S. G. Dittmar, Verfasser vieler meteorologischer Schriften, † 1834.

- Juni 26. Siemssen, Bemerkungen aus der vaterländischen literarischen Topographie, mit Vorschlägen zur Gründung eines vaterländischen literarischen Vereins.
Flörke, Ueber Strahlenbrechung an der Ostseeküste.
- Juli 31. Flörke, Ueber Agardh's¹⁾ Beobachtungen über Verwandlung einiger kleiner Tiere und Pflanzen und über Rhodes²⁾ Schrift vom Anfang unserer Geschichte. (F. nimmt vulkanische Katastrophen an statt der Wasserflut, von der die Mythologien erzählen).
- Aug. 28. Prof. Schröter, Ueber die Entstehung des Staates.
Dr. Witte, Ueber Hugo Grotius (der vor 175 Jahren in Rostock starb).
- Okt. 30. Med.-Rat Masius, In wie weit in leidenschaftlichem Zustande begangene Verbrechen als solche zu bestrafen seien.
Flörke, Ueber zwei neuentdeckte Mineralquellen bei Doberan.
Schröter, Vorzeigung einer Kachel-Inschrift aus Althof betr. Heinrich Borwin.
- Nov. 27. Dr. Rönning, Ueber den Quatember-Aberglauben.
Flörke, Bericht über einen gestifteten literarischen Leseverein.
- Dez. 27. Flörke, Ueber Weltsysteme.
Rönning, Vergleich Friedrichs II. und Napoleons.
-
1844. Jan. 29. Privatdoz. Dr. med. Most, Ueber die Bedingungen des Erdklimas.
Hof-Apotheker Krüger, Ueber die gegenwärtige Papierfabrikation.
Prof. v. Blücher, Ueber Gewinnung des Eisens mit Vorzeigung von Eisenerzen.
Priv.-Doz. Dr. zur Nedden, Ueber das Wetter. (Nach einem Zeitschriften-Aufsatz).
- Febr. 27. Krüger, Vorzeigung einer Wolfschen Lampe aus Güstrow.
Prof. Karsten, Vorzeigung einer Ansicht des Themse-Tunnels. Ueber Lichtpolarisation.
Baumeister Schwedler, Ueber die Anwendung des elektrischen Lichts zur Straßenbeleuchtung.
Krüger, Ueber die Unfruchtbarkeit der Frauen und über Mittel der Uebervölkerung vorzubeugen.
Steuer-Direktor v. Wickede, Mitteilung plattdeutscher Sprichwörter aus Mantzels Bützower Ruhestunden.³⁾

¹⁾ K. A. Agardh, Prof. d. Math. u. Botanik in Lund, † 1859.

²⁾ J. G. Rhode, Prof. d. Geographie in Breslau, † 1827.

³⁾ 5. 1762. S. 30—40, 6. S. 69—79, 13. 1763. S. 49—56, 14. 1764. S. 68—78, 18. 1765. S. 14—21, 20. S. 26—31, 24. 1766. S. 51—66.

- März 25. Krüger, Ueber Kumis u. a.
Hofkupferstecher Tiedemann, Ueber die von ihm ersonnene
Schreibschule.
- Apr. 29. v. Wickede, Erklärung des Planetarium von Stifel¹⁾.
Krüger, Ueber Moschus u. a.
- Juli 15. v. Blücher, Ueber das 25jährige Bestehen der Philomathischen
Gesellschaft.
Krüger (einer der wenigen Jubilare), Ueber die Vereins-
geschichte.
Konsul Brockelmann, Vorzeigung einer türkischen Pfeife u. a.
Karsten, Vorzeigung des Voigtländerschen Perspektivs („von
dessen Güte man sich allgemein überzeugt“).
- Okt. 28. Krüger, Einfluß der Chemie auf Handel und Gewerbe.
Konsistorialrat Prof. Diemer, Ueber die Buchdruckerkunst
in Rostock im 16. Jahrhundert.
- Nov. 25. v. Blücher, Ueber eine neue Art von Lampen.
Dr. med. Reder, Ueber Opiumrauchen u. a.
v. Wickede, Zur Geschichte des Wallfischfangs (in Anknüp-
fung an das Unternehmen des Konsuls Brockelmann
i. J. 1844).
- Dez. v. Wickede, Ueber die Geschichte der Dampfmaschinen.
Krüger, Ueber die Quelle der tierischen Wärme.

Eine ähnliche, ebenso reichhaltige wie wissen- und schaffenfördernde Vortragsfolge weisen auch die übrigen Vereinsjahre auf. Eindringende, sich auf ein paar Stunden²⁾ und sehr oft auf mehrere Abende erstreckende Einführungen in größere Wissensgebiete wechseln ab mit kurzen Mitteilungen über neue Gedanken und neue Erfindungen, die für Leben und Praxis von Bedeutung sind. Themata aus dem weiten Gebiet der Naturwissenschaften, der reinen und der angewandten, stehen dabei während der ganzen Vereinsgeschichte im Vordergrund des Interesses. Immerhin entfällt aber auf Geschichte, Literatur und Kunst zusammen doch noch ein gutes Viertel aller Vorträge und Mitteilungen. Die Auswahl der Verhandlungsgegenstände wird natürlich zum großen Teil durch das Interesse des Tages bestimmt. Fragen, die mit der Verbesserung der Gewerbs-, Verkehrs-, Gesundheits- und Bildungsverhältnisse zusammenhängen, werden mit Vorliebe behandelt. Zu allen Angelegenheiten der engeren Heimat, seien es Naturereignisse, politische Vorgänge, Altertumsfunde oder sonstiges, wird Stellung genommen. Immer bleibt man sich aber bewußt, daß der Verein auch durch Belehrungen allgemeiner Art, deren Wert und Nutzen niemand zweifelhaft ist, seine Aufgaben zu erfüllen habe.

¹⁾ Mich. Stifel, Mathematiker, † 1567.

²⁾ z. B. heißt es von Most's Vortrag über die Menschenrassen (1829), daß er die Hörer zwei Stunden gefesselt hätte.

So gibt es z. B. — um hier noch die Vorträge der Jahre 1820 und 1844 durch weiteres aus der Vereinsgeschichte zu ergänzen — im Lauf der Jahre die folgenden — bisweilen mehrstündigen — Einleitungen in größere Gebiete der Naturwissenschaften: in die Geologie, die Chemie, die Wärmelehre, die Optik, den Elektromagnetismus, die Astronomie. Ein Vortrag beschäftigt sich mit naturhistorischen Rätseln, ein anderer mit der Erforschung alltäglicher Erscheinungen. Das Organische im Tier- und Pflanzenreiche, der Einfluß des Lichts auf das organische Leben, der Einfluß des Mondes auf das Leben, die zufällige Entstehung vieler Tiere und Pflanzen (*Generatio originaria*) sind weitere Titel allgemein gehaltener Vorträge. Ebenso können die sich oft über mehrere Abende erstreckenden physikalischen und chemischen experimentellen Vorführungen hierher gerechnet werden, von denen z. B. angekündigt werden: Magnetische Experimente, galvano-elektrische Versuche, Vorführung von Rotationsapparaten, von Zink- und Eisenbatterien (1843), Explosionsversuche, Zersetzung chemischer Substanzen durch Elektrizität, Verdichtung gasförmiger in flüssige Körper.

Dazu kommt dann die lange Reihe von Behandlungen enger begrenzter Fragen aus den verschiedenen Wissenschaften. Aus der Physik und Chemie — außer dem weiter unten noch unter Technik und Medizin Mitgetheilten — z. B. noch die Vorträge über das Eis und seine Eigenschaften, über Kupfer und Blei, über Wasserstoffgas, über Jodinkristalle, über Jodkalium u. a.

In die Welt der Himmelskörper führen die folgenden Vorträge: Meteorsteine und Feuerkugeln, Sonnenfinsternisse, Größenverhältnisse von Sonne und Planeten, Mondbewohner, Mondringe, Kometen, Sternschnuppen, Planetenentdeckungen, Astronomische Jahresereignisse (1847). In die Boden- und Klimaverhältnisse unseres Erdballs: Donner und Blitz, Wetterbeobachtungen 1824/5, Ostseesturmflut 1824, Prophezeiung einer neuen Sintflut (1826), Merkwürdige Verwesungskraft der Erde (betr. Rostocker Gertrudenfriedhof), Aeltere Erdbeben in Mecklenburg, Vulkanische Erscheinungen und Produkte, Polveränderung der Erde, Vermutungen über die Bildungsart der Erde.

Lebhaft ist das Interesse für Tier- und Pflanzenkunde. Man beschäftigt sich mit dem Bau der Pflanzen, mit den Befruchtungsvorgängen, auch mit Erscheinungen wie die Vegetation auf einer bei Güstrow neu entstandenen Insel (1837). Gern werden botanische und zoologische — zumeist von Schiffskapitänen mitgebrachte — Merkwürdigkeiten in den Sitzungen vorgelegt: eine Jerichowrose, ausländische Vögel und Insekten, Korallen, ein Renntierschädel, ebenso Reste von Mumien und fossilen Tieren, wiederholt auch von Fossilien aus mecklenburgischen Mooren und Mergelgruben. Belehrungen über die Lebensweise und Beschaffenheit einzelner Tiergruppen geben Vorträge wie die folgenden: Der Winterschlaf der Schwalben, die Luftreisen der Spinnen, die sibirische Alpenmaus, der Siebenschläfer, die Infusorien, die Weinbergschnecke, die Austern und die Austernbänke, die Bastardierung von Hund und Wolf, die Tiere der Pferdegattung.

Mit der Naturgeschichte des Menschen befassen sich Vorträge, die die Fragen des Rassenursprungs, der Varietäten, der physiologischen Entwicklung, der Gallischen Schädellehre behandeln. Sie stehen im engen Zusammenhang mit den eigentlich medizinischen Themen, deren große Anzahl die eifrige Beteiligung der praktischen Aerzte an den Vereinsarbeiten erkennen läßt. Die Erhaltung der Gesundheit, die Mittel zur Erreichung eines hohen Alters, die Nahrungsmittel, die Naturheilkräfte, das Massieren als Heilmittel, Krankenbesuche, der Tod, das Leben als elektrischer Prozeß, das Klima in gesundheitlicher Hinsicht, die medizinische Topographie von Rostock, die mecklenburgischen Geburts- und Sterbelisten, die Volksmedizin, — diesen und anderen allgemein gehaltenen Vortragstiteln schließen sich solche an, die auf einzelne Krankheiten und Arzneimittel Bezug nehmen: auf Nachtwandeln, Impfung, gelbes Fieber, Hernien, Nierenleiden, Krebs (Eidechsenkur 1840), Zuckerkrankheit, Hundswut, Geburtshilfe (Kaiserschnitt), Mißgeburten, Irrenbehandlung in der Rostocker Anstalt; auf Medikamente, Nährmittel und Gifte wie Blausäure, Opium, Arsenik, Chloroform, Wurst-, Pfeil-, Schlangengifte, Milch, Milchsäure, Milchverderbnis, Knochenleimsuppe, Guttapercha, Moschus u. a. Weiter ein paar medizinische Vorträge, die heute noch von kulturgeschichtlichem Interesse sind, wie der über die Wunderkuren eines Rostocker Laien von 1834, der von 1837 über das Bedenkliche des hl. Abendmahls in gesundheitlicher Beziehung, oder andere über einen Fall von Hellsehen in Doberan (1842), über die vom menschlichen Körper ausgehenden Pendelschwingungen (1844), über den in Schweden herrschenden asketischen Wahnsinn (1843) u. dergl.

Ganz besonders läßt die Philomathische Gesellschaft es sich angelegen sein, immer wieder auf den Nutzen wissenschaftlicher Kenntnisse für die Landwirtschaft, das Gewerbe, den Handel wie für alle praktischen Berufe überhaupt hinzuweisen.

So dient sie dem Landwirt, indem sie eine Reihe von Ackerbau- und Tierzuchtfragen bearbeiten und zur Diskussion stellen läßt, wiederholt z. B. die Vorzüge verschiedener Kartoffelarten, weiter die Brand- und Mutterkornschäden des Getreides, die Nutzbarmachung wildwachsender mecklenburgischer Pflanzen, den Anbau der Seidenpflanze, des Krapps¹⁾, die Verwendung des „jüngst bekannt gewordenen“ Guano (1842), den Betrieb der Schaf- und Pferdezucht in Mecklenburg u. a.

Mit anderen Bodenschätzen, die den Industriellen interessieren, beschäftigen sich Vorträge und Mitteilungen über die Ziegelgrube bei Schwaan, über Braunkohlen bei Eldena, Gips bei Lüththeen, über das Vorkommen von Eisen, von schwefelhaltigen Steinen in Mecklenburg, über die Goldgewinnung im Ural, über Edelsteine und über edle Metalle u. s. f.

Neben den Vorträgen nimmt die Vorführung von Bodenerzeugnissen aller Art einen großen Raum ein, ebenso wie die Ausstellung aller möglichen

1) Nach Mitteilungen des Stavenhäger Bürgermeisters, des Vaters von Fritz Reuter (1827).

Erfindungen und Verbesserungen der aufstrebenden Technik. 1822 wird den Vereinsmitgliedern auf der Schraderschen Luftpresse Kaffee bereitet, 1834 werden die Kunstschlösser des Malchiner Mechanikers Lilge besichtigt, 1838 dessen Dampfmaschinenmodell, 1824 eine Waschmaschine, 1847 zeigt der Hofkonditor Krefft eine neue Pariser Eismaschine, dazu kommt die Vorführung von neuen Lampenarten, von Gaslicht, von optischen Instrumenten, Hörrohren u. a. Ihnen reihen sich größere Vorträge über alle wichtigen Neuerungen und Fortschritte der technischen Künste an. Dampfmaschinen, Eisenbahnen, Wasserleitungen, artesische Brunnen, Daguerreotypie (1839), amerikanische Schreibmaschinen (1842), Kettenbrücken, Pulvermagazine, Knallbaumwolle, Ofenkonstruktionen u. ä. — auch die Wünschelrute fehlt nicht — bilden — z. T. in Fortsetzungen an mehreren Vereinsabenden — den Unterhaltungsstoff. Und daß man aus solchen Anregungen auch die Nutzenanwendung zu ziehen verstanden hat, zeigt ein Vortrag von 1836, der „über die Einrichtungen, wie Gasbeleuchtung, Dampfheizung“ u. a. berichtet, „die nach Vorträgen in der Philomathischen Gesellschaft in Rostock eingeführt“ worden seien. Ueber die Notwendigkeit einer mecklenburgischen Gewerbeschule wird 1824 ein — dann auch gedruckter — Vortrag gehalten¹⁾, über Gewerbevereine ein anderer i. J. 1834. Mit mehr oder weniger geschichtlichen Rückblicken verbunden sind Vorträge über die mecklenburgische Industrie in den letzten 25 Jahren (1826), über die Papierfabrikation, über die Tuchmanufaktur und über den Gewerbeleib in Rußland, über die englische Bierproduktion, über das Projekt des Panamadurchstichs, über die Zweckwidrigkeit mancher Arbeiten der Handwerker, über Verfälschungen beim Brotbacken, bei der Herstellung des Rappöls, der Leinwand u. s. f.

Einige dieser gewerbgeschichtlichen Themata berühren sich schon mit denjenigen, die ganz dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde angehören und die zum guten Teil auf Anregungen des Rostocker Kaufmanns und Seemanns zurückzugehen scheinen. Von der Reise mitgebrachte Gegenstände, wie englische und amerikanische Zeitungen, Indianerwaffen, Chinesenschuhe, türkische Pfeifen, orientalische Handschriften und Kunstsachen, Atlanten, Reliefkarten, und die schon erwähnten naturwissenschaftlichen Sehenswürdigkeiten wurden in den Sitzungen vorgelegt, wo sie Anlaß zu allerlei weiteren Mitteilungen und hier und da wohl auch zu Vorträgen wie über den Charakter der Chinesen, über das Volkstum der griechischen Mainotten, über die Entwicklung der Völker überhaupt u. ä. geben konnten. Reiseberichte kamen hinzu. Ein nach Amerika ausgewandeter Rostocker schickt ein langes Schreiben, das mit Erläuterungen vorgelesen wird (1835). Man läßt sich über die deutschen Kolonisationsversuche in Brasilien und Texas belehren. Ein Vereinsmitglied berichtet über seinen Besuch des Schlachtfeldes von Waterloo, über Mailand, über Idria und die dortigen Quecksilberwerke. Auch andere berühmte Reisen

¹⁾ Freimüth. Abendbl. 6. 1824. S. 481 ff.

wie die der bayrischen Akademiker Spix und Martens kommen zur Sprache. Nach eignen und nach fremden Beobachtungen werden geographische Merkwürdigkeiten geschildert: die höchsten Berge, die Höhlen des Erdballs, große Steinblöcke in Amerika, Gletscherbildungen, die Naphthaquellen bei Baku, das Wunder des tönenden arabischen Sandbergs, das mit Erscheinungen an den Ostseedünen verglichen wird, die Wasserspiegelsenkungen an der Ostseeküste.

Nicht gerade oft stehen Gegenstände aus dem Rechts- und Verfassungsleben auf der Tagesordnung der Vereinssitzungen. Eine Beschäftigung mit ihnen hat zumeist den Zweck, zu irgend welchen Verbesserungen anzuregen. Man unterhält sich deshalb über die Reform der Rechtszustände überhaupt, über die Abschaffung der Todesstrafe, die Gefängnisreform, die Besserung der gewohnheitsmäßigen Verbrecher, die Erziehung der unehelichen Kinder, die Anlegung von Rentenanstalten, den Zollverein, das Zollsystem zum Schutz der Industrie, über die altlandstädtische und konstitutionelle Verfassung (1848), über das Rostocker Stadtrecht. Mehr theoretisches Interesse haben ein paar Vorträge über das Wesen der Ehe, insbesondere der strengen römischen, über Hexenprozesse in Mecklenburg und über den Kommunismus (1844).

Bei den geschichtlichen Abhandlungen fällt es auf, daß sie fast ausschließlich dem Gebiet der engeren Heimat entnommen sind, auch dies allerdings wieder nur ein Beweis dafür, daß der Verein vorzugsweise insoweit sich mit wissenschaftlichen Dingen zu befassen bestrebt blieb, als diese mit dem Leben und dem Interesse seiner Mitglieder sich in Beziehung bringen ließen. Von dem, was aus der mecklenburgischen Geschichte zum Vortrag gelangte hier — außer dem schon bisher Berührten — nur das Wichtigste: Grabhügel in Dorf Mecklenburg, Auszüge aus mecklenburgischen Chroniken mit naturwissenschaftlichen Unwahrheiten, Fabriken und Manufakturen in Mecklenburg seit 1325, Althansesstädtische Verhältnisse, Aus Senator Math. Priestavs Tagebuch (17. Jahrh.)¹, Beiträge zur Geschichte Rostocks, Entwurf einer mecklenburgischen Geschichte, Rostocker Feuersbrunst von 1677, Wasserflut von 1625, Mecklenburgische Bauern im 18. Jahrhundert, Geschichte Herzog Karl Leopolds, Zar Peter I. in Mecklenburg, Der Judenberg bei Sternberg nach Marschalk Thurius, Mecklenburg 1747—1847, Geschichte der letzten 40 Jahre (1827), Bevölkerungsmangel in Mecklenburg, Leben des Ministers v. Ditmar²), Blücherdenkmäler, Leben des Rostocker Bürgermeisters Engelken³) Der neue mecklenburgische Geschichtsverein (1835), Nachrichten über berühmte Mecklenburger, Der Musikverein in Friedland im 15. Jahrhundert⁴), Die Bibelgesellschaft in Rostock. Seltenheiten aus der heimischen Geschichte vorzulegen, bot sich auch sonst oft Gelegenheit in den Sitzungen: Altertümer aus

1) Neue wöch. Nachrichten und Anzeigen 1840. Nr. 21. 22. 67 ff.

2) † 1795.

3) † 1792.

4) Vgl. hierzu: Wiechmann, Ein mecklenburgischer Musikverein aus alter Zeit. (Archiv für Landeskunde in Meckl. 20. 1870. S. 75 ff.).

Vorzeitgräbern, Warnowfunde, Siegel, Münzen, physikalische und statistische Karten, Bilder u. dergl. Der nichtmecklenburgischen Geschichte gehören die folgenden Vorträge an: Anekdoten aus dem Leben Friedrichs d. Gr., über Ludwig XIV., über lebende Souveräne, Lebensmittelpreise unter Diokletian, Aphorismen aus dem Leben der Griechen, mittelalterliche Memoirenschreiber, Pfahlbauten (1864). Dazu kommt einiges aus der allgemeinen Wissenschaftsgeschichte, wie Mitteilungen über in- und ausländisches Universitäts- und Vereinswesen, über das Studium der Philosophie, der Mathematik u. ä.

Von den — nicht zahlreichen — literaturgeschichtlichen Abhandlungen sind diejenigen über die plattdeutsche Sprache bemerkenswert. 1824 spricht Flörke an zwei Abenden über die Unvollkommenheit dieser Mundart, dabei allerdings auf starken Widerspruch stoßend. 1836 wird ein plattdeutsches Gedicht, das Goethes Beifall gefunden, mitgeteilt¹⁾, 1837 ein anderes vorgelesen, mit dem sich der Verfasser — van Rist — 1752 an den Herzog wegen einer Anstellung wendet²⁾. 1844 beschäftigt man sich mit alten plattdeutschen Sprichwörtern (vgl. S. 23). Die neue deutsche Lyrik (1837), Rückert (1838), Goethes Iphigenie und Tasso, die neuere Literatur Frankreichs, das französische Drama, die Poesie des Troubadours, die Dichtung Balzacs, die romantische Poesie geben dann noch einigen weiteren Vortragsstoff.

Bei der Anteilnahme der Philomathischen Gesellschaft an allen Angelegenheiten des Kulturlebens müßte es auffallen, wenn die Kunst in ihren Sitzungsprogrammen völlig fehlen würde. Von größeren Vorträgen aus diesem Gebiete finde ich allerdings nur einiges über die Technik des Kupfer- und Stahlstichs, über Katakfalke in italienischen Kirchen, über Gipsabgüsse, über das Leben des in Rostock gestorbenen Malers Balth. Denner³⁾, über mittelalterliche Totentänze und über die Geschichte der Musik. Um so mehr Anregung scheint aber von den vorgezeigten Kunstgegenständen und auch von der Beschäftigung mit jungen heimischen Künstlern ausgegangen zu sein. Unter den in vielen Sitzungen ausgelegten Kunstwerken stehen obenan deutsche und englische Kupferstiche, Stahlstiche, Lithographien, Drucke der Tiedemannschen Anstalt, Zeichnungen und Abbildungen aller Art, Denkmünzen und Medaillen, antike Gemmen und ähnliche Kleinkunstwerke. 1829 wird ein Gemälde eines „jungen Genies“ H. Dragendorff aus Rostock, der mit ständischer Unterstützung ins Ausland geschickt werden soll, bewundert. 1833 soll ein Gemälde verlost werden zur Förderung des jungen Malers Eichner. 1835 wird eine Shakespearebüste des Bildhauers Kähler gezeigt, 1836 werden wieder einige Oelbilder von Eichner ausgestellt, ebenso von dem jungen Künstler Genschow und eine Statue des Bildhauers Gab, 1838 Bilder des Malers Schacht⁴⁾ — einige Bei-

¹⁾ Wahrscheinlich von D. G. Babst. (vgl. K. Schröder, Mecklb. in der schönen Literatur. 1909. S. 411).

²⁾ Schröder a. a. O. kennt dies Gedicht nicht, dagegen erwähnt er (S. 64) ein ähnliches plattdeutsches gereimtes Anstellungsgesuch des J. E. Boddin an den Herzog, dat. 1732.

³⁾ Geb. 1685 in Hamburg, † 1749 in Rostock.

⁴⁾ Von diesen Rostocker Künstlern sind einige zu Ansehen gelangt, so daß sie auch in Thieme-Beckers Künstlerlexikon Aufnahme gefunden haben: H. Dragendorff, geb. 1809, ist 1868

siele, die jedenfalls zeigen, daß junge mecklenburgische Künstler bei der Philomathischen Gesellschaft auf Interesse und Unterstützung rechnen konnten.

Man wird das lange, nach Berichten und Notizen hier wieder zusammengestellte Vortrags-Repertoire heute vielleicht mit einiger Ungeduld durchfliegen. Es ist natürlich nur ein Titel-Verzeichnis, nicht aber ein Abbild des eigentlichen lebendigen Vereinswirkens. Trotzdem kann es wohl eine Vorstellung vom Umfang und von der ganzen Art der gegenseitigen Förderung der Vereinsglieder geben, wie sie in anderer Weise doch nicht zu gewinnen ist. Zumal unter Heranziehung eines oder des anderen der noch gedruckt erhaltenen Vereinsvorträge wird man sich dann einen Einblick in dies nicht unwichtige Stück alten Rostocker Kulturlebens verschaffen können. Für die Zeit von 1850 bis 1870 läßt sich allerdings ein so vollständiges Bild der Vereinstätigkeit nicht mehr herstellen. Das Quellenmaterial reicht dazu nicht aus. Aber aus vielen Umständen, vor allem aus der ganzen Zusammensetzung der Gesellschaft, aus dem Festhalten an den alten Statuten, aus gelegentlichen Zeitungsankündigungen darf man schließen, daß die letzten beiden Jahrzehnte der Gesellschaft alles in allem doch die Tradition der ersten drei Jahrzehnte weitergeführt haben, wenn nicht mit einer gleich großen Zahl von Vorträgen und Mitteilungen — weil sich inzwischen zur Pflege mancher Wissensgebiete Sondervereine gebildet hatten —, so doch anscheinend immer noch mit der Wirkung auf einen großen Kreis gebildeter Männer aus den verschiedensten Berufen der Rostocker Stadt- und Landbevölkerung.

Sicher ist jedenfalls, daß von Anfang an die eigentliche Bedeutung der Philomathischen Gesellschaft in der Belehrung ihrer Mitglieder durch Vorträge und die sich daran anschließende Diskussion und Unterhaltung gesehen werden muß. Natürlich wurde der Wert dieser Anregungen dadurch erhöht, daß die Vorträge nicht selten die Maßnahmen in der Privatwirtschaft und im Haushalt der Stadt — deren Ratsherren zum größten Teil Vereinsmitglieder waren — beeinflussten. In dieser Richtung wirkten besonders auch die vom Verein immer wieder geförderten Ausstellungen von einzelnen neuen Erfindungen und Leistungen, von maschinellen Verbesserungen, Gebrauchsgegenständen, landwirtschaftlichen Produkten u. s. f. Auch scheint der Verein nach und nach in den Besitz von allerlei Apparaten, von Merkwürdigkeiten, von Büchern gelangt zu sein, die natürlich den Mitgliedern satzungsgemäß zugänglich waren. Schon in der „Verfassung“ von 1834 ist die Rede von einem Lokal für diese Vereinsgegenstände. Von einzelnen Schenkungen wird berichtet u. a. 1826, wo der Graf von Buquoy in Prag 18 Bände seiner Schriften, Dr. Siemssen ein Dictionaire bibliographique et historique des hommes marquans, Kaufmann Neuendorf Papes Reisen um die Welt 1767/8, Advokat Schmiedekampf

in Bayern gestorben; G. Genschow, geb. 1828, hat bis 1902 in Düsseldorf gelebt; E. Eichner ist „um 1820—1840 tätig.“ Von Genschow besitzt das Schweriner Museum einige Bilder, von Eichner die Nikolaikirche in Rostock das Gemälde Christus und die Schriftgelehrten. Schacht hat bis zu seinem Tode 1887 in Rostock als Porträtmaler gewirkt.

10 Bände des Forstarchivs überweisen. 1830 wird nochmal über eine Bücherschenkung des Grafen Buquoy berichtet. 1845 hören wir von dem Ankauf des Planetariums von Stifel, das dann an die Gewerbeschule abgegeben wird. Näheres über diese Seite der Vereinstätigkeit habe ich allerdings nicht mehr feststellen können.

Dagegen sprechen die Quellen aufs Ausführlichste und Nachdrücklichste immer wieder von dem Segen und Nutzen des freundschaftlichen Zusammenschlusses der so verschiedenen Berufen angehörenden Vereinsmitglieder und von ihren den Sitzungstag weit überdauernden Unterhaltungen und Aussprachen. Gerade dieser freundschaftliche Verkehr der Vereinsmitglieder zum Zwecke gegenseitiger Belehrung wird in allen Zeitungsberichten, die sich mit dem Wirken der Gesellschaft beschäftigen, besonders hervorgehoben. 1834¹⁾ werden die glänzenden Fortschritte des Vereins zurückgeführt auf den „anziehenden Reiz einer wirklich geselligen und doch zugleich sich um wissenschaftliche Gegenstände drehenden Unterhaltung“. „Unser Kreis“, heißt es dann weiter, „wird sich immer enger und enger vereinigen, und so wie schon jetzt niemand unter uns ist, der sich nicht gerne gestände, daß er sich im gemeinsamen Zusammensein angenehm ergriffen fühle, so werden wir mehr und mehr dem Zeitpunkte entgegenschreiten, in dem wir uns sagen müssen, daß wir einen nicht geringen Teil unserer allgemeinen wissenschaftlichen Ausbildung, unseres Ablassens vielleicht sogar von einseitigen Standesansichten dieser Gesellschaft verdanken.“ 1835²⁾ wird die verschiedene Stellung der Mitglieder im bürgerlichen Leben als ein Mittel zur Förderung der Vereinszwecke gepriesen. 1837³⁾ erklärt der Gesellschaftssekretär Prof. Wendt: „Wir haben aus der Nähe und aus der Ferne, aus Vergangenheit und Gegenwart geschöpft, das Entlegene ist uns oft durch den Reiz und die Unmittelbarkeit des gesellig lebendigen Worts unter einer freundlich nahen Beziehung, das Nächstangehende und Längstgewohnte unter neuen Gesichtspunkten in reicheren Verhältnissen erschienen . . die Begeisterung des Materials, die allein über den Wert des Wissens entscheidet, kam uns hier durch die Art der Aneignung auf dem Wege geselliger Mitteilung aufs wünschenswerteste entgegen.“ Weiter führt er dann aus, wie nötig und segensreich die Verbindung von Wissenschaft und Leben sei, und wie gerade in dieser Richtung die Philomathische Gesellschaft wirke. 1842⁴⁾ wieder rühmt der Sekretär Dr. Hanmann mit beredten Worten die Anregungen des Vereinsverkehrs, der „ein freundschaftliches Band um die nicht selten einander fremd stehenden Mitbürger schlinge.“

Daß man schon früh ein längeres Zusammenbleiben nach den Sitzungen durch die Einrichtung eines gemeinsamen Abendessens angeregt hatte, ist bereits erwähnt worden. Demselben Zweck sollten in noch höherem Maße

1) Freim. Abendbl. 16. S. 585.

2) Ebend. 17. S. 841.

3) Ebend. 19. S. 689.

4) Ebend. 24. S. 537 ff.

die jährlichen Stiftungsfeste dienen. Ueber den Verlauf solcher Feste finden sich oft Berichte in den alten Zeitungen¹⁾. Besonders glänzend muß danach die 25jährige Stiftungsfeier sich abgespielt haben. Sie fand am 15. Juli im Gartenlokal Bellevue statt. Nach verschiedenen Vorträgen (vgl. S. 24) erfreute eine heitere Musik von Bergmannsmusikanten die zahlreich erschienenen Teilnehmer, die sich zu einem fröhlichen Mahl versammelten, um dann erst gegen Mitternacht den bengalisch beleuchteten Garten zu verlassen. Bei der Feier des folgenden Jahres beteiligten sich ca. 60 Mitglieder. Auch die sonst gewöhnlich im Hotel de Russie, dessen großer Saal der übliche Versammlungsort der Gesellschaft war, abgehaltenen Feier-Versammlungen scheinen die Mitglieder lebhaft angezogen zu haben.

Wenn die Gesellschaft nun auf diese Weise ihren Mitgliedern immer wieder eine Fülle von Anregungen und Unterhaltungen bieten konnte, so war das in erster Linie das Verdienst des Vorstandes und einiger anderer führender Männer. Von den Begründern und ersten Leitern des Vereins, von den Professoren Karsten und Flörke, ist schon oben die Rede gewesen. Von Flörke, der bis in sein hohes Alter eine lange Reihe von Vorträgen hielt, und der fast in jeder Sitzung irgend welche Anregungen zu geben imstande war, heißt es in dem Nachruf des *Freimüth. Abendblattes* 18. 1836. S. 553 ff.: „Ein bleibendes Denkmal aber hat er sich gesetzt durch die am 24. Mai 1819 begründete Stiftung der rostockschen philomathischen Gesellschaft, welche derzeitig auf seinen Betrieb zusammentrat und der er seitdem ununterbrochen die regste Teilnahme gewidmet hat.“ Flörke, 1764 als Sohn eines mecklenburgischen Pastors geboren, hatte zunächst Theologie studiert und dann einige Jahre als Landgeistlicher gewirkt. 1797, nachdem er sein Amt aus Gewissensbedenken niedergelegt hatte, war er nach Jena gegangen, um als reifer Mann noch ein neues Studium, das der Medizin und der Naturwissenschaften, zu beginnen. 1816 war ihm die Professur der Botanik und Naturgeschichte in Rostock übertragen worden. Hier wirkte er dann bis zu seinem Tode, 6. Nov. 1835. Neben seiner Lehrtätigkeit und seiner lebhaften Schriftstellerei fand er immer noch Zeit zu gemeinnützigem Wirken in weiteren Kreisen Rostocks, in denen er sich als Freund der Geselligkeit und der heiteren Unterhaltung großer Beliebtheit erfreute.²⁾

¹⁾ U. a. Rost. Nachr. u. Anzeig. 1844. Nr. 59.

²⁾ Dr. Wendt bezeichnet ihn (*Freimüth. Abendbl.* 18. 1836. S. 729) als „Freund und selbst Muster einer geselligen Unterhaltung, welche vorzugsweise allgemein ansprechende Gegenstände der Wissenschaften und Künste in ihren Bereich zu ziehen sucht.“ Auch eine andere Stelle in demselben Blatt (3. 1821. S. 45) wirft ein Licht auf die Persönlichkeit Flörkes: „Einer ganz neuen literarischen Erscheinung, heißt es dort, sehen wir hier dieser Tage entgegen. Herr Prof. Flörke beginnt am nächsten Freitage auf dem hiesigen Börsensaale vor einer zahlreichen Gesellschaft von Damen und Herren eine Art Probe-Kursus von drei, an drei verschiedenen Tagen zu haltenden Vorlesungen über die Einrichtung unseres Planeten-Systems, zu dem vorläufigen Zweck: um dadurch die Richtung des Geschmacks des Publikums für etwaige künftige umfassendere Vorträge über populäre Astronomie und Physik zu erfahren.“

Flörke blieb etwa anderthalb Jahrzehnte hindurch die eigentliche Seele der Gesellschaft. Als rührige Helfer standen ihm neben Karsten¹⁾ besonders der Privatdozent und Gymnasiallehrer Dr. Siemssen²⁾, Univ.-Bibliothekar Dr. Rönberg³⁾, Hofapotheker Dr. Krüger⁴⁾, Senator und Bürgermeister Schrepp⁵⁾, Med.-Rat Dr. Masius⁶⁾, die Aerzte und Privatdozenten Dr. Hanmann⁷⁾ und Dr. Most⁸⁾, die alle und wiederholt in der Reihe der Vortragenden auftreten, zur Seite. Sie, die zumeist noch lange nach Flörkes Ableben im Verein tätig sind, finden dann in den oft wechselnden Vorstandsämtern und bei den Vortragsarbeiten lebhafteste Unterstützung und Nachfolge in Prof. v. Blücher⁹⁾, Apotheker Dr. Witte¹⁰⁾, Dr. med. Reder¹¹⁾, Revisor Neuendorf¹²⁾, Apotheker Dr. Kühl¹³⁾, Kaufmann C. F. Crull¹⁴⁾, Dr. med. Dragendorff¹⁵⁾, Steuereinsamler v. Wickede¹⁶⁾ u. a. Später treten dann unter den Vereinsmitgliedern besonders hervor Dr. Lange¹⁷⁾, Dr. zur Nedden¹⁸⁾, Prof. H. Karsten¹⁹⁾, Med.-Rat Dr. Kortüm²⁰⁾, Prof. Röper²¹⁾, Dr. Wiese²²⁾, Lehrer Dr. Clasen²³⁾, Dr. med. Dornblüth²⁴⁾, Prof. Schulze²⁵⁾, Advokat Dr. Kippe²⁶⁾, — um nur einige der vielen Männer zu nennen, die sich vor anderen an den Vereinsarbeiten beteiligten. Als Mitglieder des letzten Vorstandes vom Jahre 1869 werden im Adreßbuch genannt: Direktor Prof. Schulze, Gehülfsdirektor Rentier Bock²⁷⁾, Sekretär Lehrer Schäfer²⁸⁾, Gehülfssekretär Dr. med. Clasen²⁹⁾. —

Welche besonderen Umstände zur Auflösung der in ihrem letzten Lebensjahre doch noch mitgliederstarken Philomathischen Gesellschaft geführt haben, vermag ich nicht anzugeben. Die Zeitungen berichten, soweit ich sehe, nichts darüber. Die Vereinsakten aber, die darüber Aufklärung geben könnten, scheinen spurlos verschwunden zu sein. Wie das oft bei Vereinen der Fall ist, scheint auch bei der Philomathischen Gesellschaft das Ende nicht als Katastrophe sondern als natürliche Folge der Kräfte- und Interessenabnahme gekommen zu sein. Schon im J. 1842³⁰⁾ wird darüber geklagt, daß in Rostock andere Vereinigungen entstanden seien, denen der größte Teil der Philomathischen Gesellschaft ebenfalls angehöre und die z. T. auch deren Zwecke verfolgten, so daß eine gegenseitige Beeinträchtigung nicht ausbleiben könne. Als solche Konkurrenz-Vereine, denen nachweislich auch Mitglieder der Philomathischen Gesellschaft angehörten, kommen besonders die folgenden in Betracht: Societät (1794), Patriotischer Verein (1798), Naturforschende Ge-

1) Karsten, der 1823 sein 50jähriges Dozentenjubiläum feierte, starb 1829. (Fr. Abendbl. 5. 1823. S. 334.) — 2) † 1833. Nachruf auch sein Wirken in der Phil. Gesellsch. betr. im Fr. Abendbl. 15. 1823. S. 305. — 3) † 1833. — 4) † 1866. — 5) † 1839. — 6) † 1823. — 7) † 1846. — 8) † 1845. — 9) † 1862, Dozent in Rostock 1831—50. — 10) † 1844. — 11) † 1861. — 12) † 1841. Vgl. Nachruf des Sekretärs der Philomath. Gesellsch. im Freimüth. Abendbl. 24. 1842. S. 541. — 13) † 1883. — 14) † 1845. — 15) † 1856. — 16) † 1867. — 17) Kunstgärtner, † 1895. — 18) † 1878. — 19) † 1877, seit 1830 Dozent in Rostock. — 20) † 1884. — 21) † 1885, seit 1836 Professor in Rostock. — 22) Navigationsschuldirektor, † 1896. — 23) † 1882. — 24) † 1899. — 25) † 1873, seit 1850 Professor in Rostock. — 26) † 1883. — 27) † 1901. — 28) † 1884. — 29) † 1873. — 30) Freim. Abendbl. 24. 1842. S. 537.

sellschaft (1800), Gewerbeverein (1835), Verschönerungsverein (1836), Kunstverein (1841), Gartenbauverein (1853), Volkswirtschaftliche Gesellschaft (1864), auch Berufsvereinigungen wie der Aertzliche Verein (1840), die Union der Kaufleute (1837), weiter die Freimaurerlogen und die um die Mitte des Jahrhunderts in der Sonne, in Russie u. a. O. tagenden Klubs oder Privatgesellschaften.

Nicht daß diese Neugründungen nun das Weiterbestehen der Philomathischen Gesellschaft gleich in Frage gestellt hätten. Während der vierziger Jahre und sogar in der politisch stark erregten Zeit hören wir immer noch von einem lebhaften Besuch der Vereinsversammlungen. 1844¹⁾ treten gegen 40 neue Mitglieder ein, und auch später, bis in die letzten Vereinsjahre hinein, ist keine Verminderung sondern zumeist gar noch eine weitere Steigerung der Mitgliederzahl festzustellen. Aber daß alle diese Mitglieder sich nun immer mit dem gleichen Eifer wie die der älteren Zeit an den Verhandlungen beteiligt hätten, darf man schwerlich annehmen. Auch die Bestimmung der alten Statuten, nach der Mitglieder, die während eines Jahres nicht in den Sitzungen erschienen seien, auszuschneiden hätten, wird nach und nach gewiß außer Geltung gekommen sein. Andernfalls würde sich bei einer Vereinsstärke von 212 Personen im Jahre 1869 kaum eine ausreichende Erklärung für das schnelle Absterben der Gesellschaft finden lassen. Die stattliche Mitgliederzahl muß in dieser Zeit eben nur in den Listen gestanden, bei den Arbeiten des Vereins aber gefehlt haben. Auch dafür gibt es ja bei anderen Vereinen, die sich überlebt haben, Beispiele genug.

Ueberlebt hatte sich aber die Philomathische Gesellschaft nach einem halbhundertjährigen Bestehen. Ein anderer Zeitgeist war nach den Kriegen von 1866 und 1870/1 mit der Reichsgründung über das Land gekommen. Dieser neuen Zeit gegenüber hat das vorhergehende Halbjahrhundert fast ein einheitliches, in sich abgeschlossenes Gepräge. Es ist im ganzen noch die Biedermeierkultur mit ihren Ausläufern. Das laute, lärmende Vorwärtsdrängen der wirtschaftlichen Mächte hat hier noch keinen Platz, es fehlt noch das wissenschaftliche Spezialistentum, es fehlt auch die deutliche Abstempelung der Gebildeten durch Heer und Schule. Nicht aber fehlt die behagliche Muße für die Beschäftigung mit dem breiten Gebiet des Wissens- und Erlebenswerten, und nicht fehlt der Sinn für die Verwendung nützlicher Kenntnisse zum Besten der engeren Heimat, mit der sich alle noch enger und dauernder verbunden fühlen, als nach der Beseitigung der Ländergrenzen im neuen großen Reich.

Dabei war es für das Vereinswesen nicht ohne Bedeutung, daß während dieser älteren Zeit sowohl in der Rostocker Bevölkerung überhaupt wie auch in der Philomathischen Gesellschaft im besonderen die Nicht-Mecklenburger durchaus noch zu den Ausnahmen gehörten. Schon eine solche Zusammensetzung der Gesellschaft mußte das allgemeine Interesse in erster Linie auf die

1) Freim. Abendbl. 27. 1845. S. 537.

heimischen Verhältnisse lenken, und sie mußte zugleich den Grundton der Geselligkeit, die ganze Art des Mitteilens und des Aufnehmens, die Stellung zu dem Naheliegenden, auch gelegentlich zu dem Kleinen und Anekdotenhaften mitbestimmen. Alles dies in starkem Gegensatz zu den neuesten Jahrzehnten, in denen gerade in den gebildeten Bevölkerungskreisen ein lebhaftes Einströmen mehr oder weniger fern beheimateter Reichsdeutscher festzustellen ist. Daß auch unter den veränderten Verhältnissen eine Gesellschaft wie die Philomathische lebensfähig geblieben wäre, wenn eine zielsichere Leitung für eine rechtzeitige Anpassung und Umstellung gesorgt hätte, ist dennoch wohl anzunehmen. Die Rostocker Gesellschaft hat dies Glück nicht gehabt. So hat sie nach einer halbhundertjährigen Wirksamkeit anderen Formen des Vereinslebens Platz machen müssen. Bis dahin aber verkörpert sie mit ihren Verhandlungen, mit ihren Vortragsveröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften, mit ihren Anregungen zu wirtschaftlichen Verbesserungen aller Art einen nicht unwichtigen Teil des ganzen älteren Rostocker Kultur- und Bildungstrebens. Die Erinnerung an die Gesellschaft sollte deshalb nicht völlig verblasen: ihr Wirken ist für das Gemeinwesen nützlich und verdienstlich gewesen, und es wird auch für die alten Kulturzustände immer bedeutsam und kennzeichnend bleiben.





III.

Ein Rostocker Verfertiger chirurgischer Instrumente vor 100 Jahren

Von Medizinalrat Professor Dr. Carl Dugge, Rostock.

Als ich im Jahre 1902 meinen Dienst als Stadtphysikus der Seestadt Rostock antrat, wurden mir außer den Akten, dem Amtssiegel und was sonst noch zum Amte gehörte, von meinem Herrn Amtsvorgänger, Obermedizinalrat Dr. W. Lesenberg, einem Manne, dessen wir Aelteren und alle, die ihn kannten, nur mit allergrößter Verehrung und Liebe gedenken, 2 Kästen mit chirurgischen Instrumenten übergeben. Diese Instrumentensammlung ist vor jetzt bald 100 Jahren der Stadt Rostock von dem Londoner Instrumentenmacher Joh. Weiss, einem geborenen Rostocker, geschenkt worden. Nach den mündlichen Mitteilungen Lesenbergs sollten diese Instrumente an Aerzte auf Ansuchen entliehen werden; sie sind zur Zeit seiner Amtsführung (1857 bis 1902) nur selten, von einem damals noch hier tätigen Wundarzt, nach dessen Tode aber nicht mehr, zu meiner Zeit aber überhaupt gar nicht mehr benutzt worden. Da sie nach meiner Ansicht nunmehr der Geschichte angehören, habe ich es für richtig gehalten, sie unserem der Rostocker Geschichtsforschung dienenden Verein zu seinem Jubiläum zu übergeben. Er wird sie im Museum ausstellen und damit einer weiteren Oeffentlichkeit zur Verfügung stellen.

Auf Wunsch unseres Vorstandes gebe ich in folgendem eine kurze Beschreibung der beiden Kästen und ihres in mehr als einer Hinsicht interessanten und lehrreichen Inhaltes. Ich bedauere, daß die Ungunst der Zeit uns die bildliche Wiedergabe der Haupt- und Prachtstücke verbietet, empfehle aber denjenigen unserer Mitglieder, die, sei es als Fachleute oder sonstwie, Neigung dazu verspüren, sich die kleine Sammlung an der Stelle ihrer jetzigen Unterbringung selber anzusehen. Eine Beschreibung ohne Bild ist immer mißlich und nur halben Wertes — es geht ja nun eben leider nicht anders.

Nach Mitteilungen, die ich unserem Herrn Dragendorff verdanke, und die ich in seinem Einverständnis hier verwerte, ist Johann Weiss als Sohn des Messerschmiedes Georg Bernhard Jacob Weiss und der Anna

Elisabeth (oder Anna Maria) W a r n k r o s s in Rostock am 16. Mai 1773 getauft worden, also vermutlich am 15. Mai geboren. Der Vater war am 7. Sept. 1765 hier Bürger geworden und besaß (sicher von 1790 bis 1802, vermutlich schon früher) ein Haus auf dem Kuhberge zwischen der jetzigen Friedrich-Franz-Knabenschule und dem Steintore. Seine Kränklichkeit veranlaßte ihn, im Jahre 1802 dieses Haus an den Böttchermeister J ä g e r zu verkaufen. Er ist dann bald darauf in ziemlich bedrängten Vermögensumständen gestorben, doch konnte seine Witwe — er hatte in zweiter Ehe die Christina Elisabeth G ö r m a n n aus Stralsund geheiratet — die Gläubiger befriedigen. Die beiden Kinder erster Ehe, Catharina Elisabeth Dorothea (geb. 11. Dezember 1770, die an den Schneidermeister Helmuth D e l l w a l l in Doberan verheiratet war), und der uns hier interessierende J o h a n n Jakob Daniel (auch Johann Georg Jakob genannt) verzichteten, auf Anregung des Letzteren, auf die Erbschaft. Johann war, als sein Vater starb, bereits in L o n d o n. Er wird als Messerschmied (auf der von ihm angegebenen Adresse als „Surgeons Instr. Maker“) bezeichnet. Aus einem an seinen hiesigen Bevollmächtigten gerichteten Schreiben spricht seine fürsorgende Anhänglichkeit gegen seine Angehörigen, und in den Akten über die Nachlaßregulierung finden sich wiederholt Aussagen der Stiefmutter, die voller Anerkennung für das sind, was er bereits für sie und seine Stiefschwester getan, und voller Vertrauen auf seine weitere Hilfe.

Die gleiche pietätvolle Gesinnung, die der etwa 30jährige seiner Familie gegenüber an den Tag legte, scheint dann den 53jährigen bewogen zu haben, auch seiner Vaterstadt eine Zuwendung zu machen, aus der allerdings auch wohl der berechtigte Stolz des zu Wohlstand gelangten und in seiner Kunst hervorragenden Mannes spricht.

Der Brief, mit dem J o h a n n W e i s s den der Stadt geschenkten chirurgischen Apparat etwa begleitete, ist nicht mehr aufzufinden. Aus dem Ratsprotokoll vom 25. August 1826 entnehmen wir, daß die Sendung durch Vermittlung des Kaufmanns V. S. M a n n dem Rat übermittelt wurde. Wenn W e i s s in dem genannten Protokoll als der „berühmte Fabrikant“ bezeichnet wird, so deutet das doch wohl darauf hin, daß man ihn in seiner Vaterstadt nicht ganz vergessen, vielmehr seinen Aufstieg mit Interesse verfolgt hatte. Wie hoch man den Mann bzw. sein Geschenk bewertete, erkennen wir aus der Tatsache, daß der Rat beschloß, W e i s s zum Ehrenbürger zu machen. Leider kennen wir den Wortlaut des Ehrenbürgerbriefes nicht mehr, wissen vielmehr nur, daß er vom Syndikus Dr. S a n i t e r entworfen wurde und, laut Ratsbeschluß vom 15. Sept. 1826, auf Pergament gedruckt, „mit dem Siegel in Wachs und Domini Protonotorii Unterschrift versehen“ werden sollte. Die weiteren Schicksale des Johann W e i s s sind uns vorläufig unbekannt.

Gleichfalls ist es uns bisher nicht gelungen, irgend etwas über die Verfügungen zu erkunden, die das weitere Schicksal des wertvollen Geschenkes bestimmt haben. Wir gehen aber wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß

der Rat, bezw. der die Gesundheitssachen bearbeitende Polizei-Präses sich der Vermittlung seines Stadtphysikus bediente, um das Instrumentarium durch ihn den Aerzten bezw. Wundärzten zur Verfügung zu stellen. Stadtphysikus war (vgl.: Blanck-Wilhelmi, Die Mecklenburgischen Aerzte, 1901) seit 1826 der Professor C. F. Stempel; sein Nachfolger war der Professor Chr. Krauel und dessen Nachfolger dann der Privatdozent Dr. J. Fr. W. Lesenberg; als dieser im Jahre 1857 starb, übergab er sein Amt und somit auch das wertvolle Geschenk unseres berühmten Landsmannes Weiss an seinen Sohn, Wilhelm Lesenberg, aus dessen Händen ich es dann in weitere Verwahrung nahm.

Die chirurgischen Instrumente, die der Geber seiner Heimatsstadt zu allgemeinem Nutz und Frommen stiftete, sind untergebracht in zwei Mahagonikästen von selten schöner Art, jeder für sich schon rein äußerlich ein Kunstwerk, sauber mit Messing eingelegt, mit kunstvollem Verschluss versehen.

1. Der größere Kasten ist 55 cm lang, 31 cm breit und $9\frac{1}{2}$ cm hoch. Er trägt auf eingelegetem Messingschilde die Inschrift:

„Zum allgemeinen Besten seiner Vaterstadt Rostock und zum Gebrauch der öffentlichen Krankenanstalten daselbst besonders schenckte diesen Kasten mit chirurgischen Instrumenten seiner eigenen Fabrik Johan Weiß zu London. 1826.“

Klappt man den noch heute genau in seine Schloßlücken passenden Holzdeckel nach Oeffnen des Schlosses und nach Zurückschieben der beiden seitlichen Federverschlüsse hoch, so zeigt sich, bisher gedeckt und niedergehalten von der weichen samtenen Innenpolsterung des Deckels, die obere Schicht des Inhalts: jedes Instrument in eigenem, genau eingepaßten Sammetlager sauber nebeneinander gereiht, die Grundfläche eines flachen, nur $3\frac{1}{2}$ cm hohen Einsatzes bedeckend. Nach Herausheben dieses flachen Einsatzes findet man dann in dem unteren Kasten-Teil die andern Instrumente.

a) Der obere Satz von Instrumenten, im Einsatz, enthält vor allem, der flachen Kasten-Anlage entsprechend, sägende und schneidende Instrumente: zunächst, fast die ganze Breitseite einnehmend, eine große Amputationssäge von ungefähr demselben Muster, wie sie noch heute im Gebrauch sind; dann zwei kleine, fast spitze Stichsägen, um kleinere Knochen, da, wo das Operationsfeld nicht viel Raum gibt, sägen zu können; fünf größere Messer, noch heute tadellos scharf, ohne einen Rostfleck; interessant für die damalige Zeit ist unter ihnen ein besonders großes (Schneide allein 20 cm lang) sog. „Zwischenknochenmesser“, dessen beide Kanten scharf sind; eine scharfkantige Knochenbeißzange, ähnlich dem heute als Fingernagelbeißzange beliebten Toilettegegenstand. An kleineren Gegenständen, die Seiten und die Lücken ausfüllend, finden sich dann noch: mehrere Impflanzetten, zweischneidig; zwei Arterienunterbindungsnadeln, mit einer kleinen elastischen Feder zum

Halten des Fadens; ein offenbar von Weiss erfundenes Instrument, um größere, blutende Gewebebündel im ganzen zu umstechen, einen Faden hindurchzuziehen und so die Blutung zu stillen; ein geknöpftes und geschirmtes Bruchmesser, um beim Operieren des eingeklemmten Bruches das Messer unschädlich in die Bruchpforte einzuführen, und erst dann, nach Zurückziehen des Klingenschutzes, es schneidend wirken zu lassen, dies letztere an sich allein für damalige Zeit schon ein Meisterwerk; mehrere Pinzetten zum Blutstillen von einer jetzt nicht mehr gebräuchlichen Bauart, ein doppelseitiger Knochenheber; zwei kleine, doppelseitige Stiel-Sägen von verschieden geschweifter Form, zum Ansägen (Trepanieren) des Kopfknochens; endlich noch ein Trepan-Griff mit drei Trepan-Kronen, jenen dem Laien so fürchterlich anzuschauenden runden Hohlbohrern zum Anbohren des Schädelknochens, wenn es gilt, in ihn eine Lücke zu bohren, um mit Instrumenten ans Gehirn heranzukommen.

Alle diese Instrumente sind, fast ohne Ausnahme, so, daß sie noch heute gebraucht werden könnten; freilich verlangt die heutige moderne Technik, daß auch die Stiele und Griffe der Messer und Sägen von Metall, d. h. auskochbar, sind; das sind unsere Instrumente natürlich nicht, denn sie haben, damaligem Gebrauch entsprechend, Stiele und Griffe von hartem, geriefeltem, zum Teil sogar kunstvoll geschnitztem, schwarzem Holz.

b) In dem unteren, dem Raumverhältnis nach höheren Teile des Kastens sind die dickeren Instrumente untergebracht: eine Messingspritze mit Elfenbeinansatz; ich glaube nicht, daß sie zu Darmeinläufen dienen sollte, sie ist dazu zu klein und zu kurz; eine solche würde auch wohl kaum in diesen, der höheren Chirurgie geweihten Kasten hineingehören; sondern ich nehme an, daß sie als Wundspritze gedacht ist (Irrigatoren gab es damals noch nicht); mehrere Trokare, d. h. kurze, zum Teil recht dicke, vorn mit scharfem Dreispitz versehene Metallstücke zum Anbohren von Körperhöhlen, um Wasser, Blut und Eiter abzulassen. Als besonders neue Instrumente der damaligen Zeit enthält dieser Teil des Kastens eine ganze Reihe von Instrumenten sinnreicher Art, Vorläufer unserer heutigen „Specula“, Instrumente zum Erweitern natürlicher Körperöffnungen, Nase, Mastdarm, Blase usw., die kleinsten zierlich und fast spielzeugartig, die großen gröber, massiver, dem Laien Schrecken erregend; gemeinsam ist diesen Werkzeugen allen eine eigenartige, vom Elfenbein-Griff aus regulierbare Schraubvorrichtung, welche die zwei bzw. drei Arme des Instrumentes, nachdem es im zusammengelegten Zustande eingeführt ist, spreizt. Auch ein geistreiches, freilich jetzt nicht mehr verwendbares Werkzeug zum Erfassen und Herausholen eines Blasensteines findet sich vor.

Endlich findet sich in dieser Abteilung ein Satz Katheter, ein Satz von acht kleineren chirurgischen Messern von noch heute üblichen Formen, freilich natürlich wieder mit Holzgriffen, und ein kleines rotledernes, sammetausgeschlagenes Kästchen mit nur augenärztlichen Instru-

menten; diese Messerchen, Nadelchen, Häckchen etc. kleinsten Kalibers und allerfeinster Dimenson müssen, neben der Bewunderung der damaligen Akkuratesse, noch heute das Entzücken jedes Beschauers, auch des Nichtfachmannes, erregen.

c) Links neben Einsatz und unterem Stockwerk, die ganze Höhe des Kastens einnehmend, findet sich ein Sonderfach, $5\frac{1}{2}$ cm breit; es enthält zwei Aderpressen damaligen Musters mit Schnallenwerk, sowie einen starken, aus Messing bestehenden Flaschenzug mit 6 Metallrollen und starken Seilen.

2. Der kleine Kasten, $32 : 13 : 5\frac{1}{2}$ cm groß, äußerlich gleich akkurat und hübsch wie der große, trägt die Inschrift:

„Diese Gift Pumpe, die Erfindung des Gebers Johan Weiß in London Schenkte derselbe seiner Vaterstadt Rostock zum Oeffentlichen Besten. 1826.“

Der wiederum mit rotem Sammet gefütterte Deckel trägt diesmal (im Gegensatz zu dem großen Kasten) die volle Firma:

J. Weiss,
Surgeons Instrument Maker
& Cutler,
62. Strand. London.

Der Inhalt, für damals ganz neu, ungeheuer wichtig, mutet uns heute — oder bescheidener gesagt: könnte uns heute komisch oder drollig anmuten, wenn wir vergäßen, der damaligen und der heutigen ärztlichen Anschauung Rechnung zu tragen; und doch ist, dies Instrument der Vorläufer eines heute unentbehrlichen, bei keinem ernst zu nehmenden Arzte fehlen sollenden Apparates: der Magenpumpe, wie der allgemeine Sprachgebrauch sie nennt.

Das uns hier vorliegende, jetzt gerade 100 Jahre alte Instrument, vom Erfinder: Patent Syringe, for extracting poisons from stomach (Patentspritze zum Entfernen von Gift aus dem Magen) genannt, und in einem besonderen Katalog mit Abbildungen näher beschrieben, erreicht das, was der heutige Arzt auf viel einfachere, saubere Weise, mit Schlauch und Glastrichter, erreicht, wesentlich umständlicher und künstlicher, nämlich durch eine Metallspritze mit Ventilen, Nebenrohren, Ansätzen und Schläuchen. Die kunstvolle Spritze könnte, wenn es sein müßte, noch heute gebraucht werden — die aus einem gummidurchtränkten Gewebe bestehenden Schläuche sind natürlich jetzt, nach 100 Jahren, nicht mehr zu gebrauchen.

3. Den beiden Kästen beigegeben ist ein Katalog, vom Jahre 1825. Derselbe, in elegant goldgepreßtem roten Ledereinband, enthält auf 126 Seiten Text eine Beschreibung der von Weiss erfundenen Instrumente (Chirurgical Instruments invented and improved by John Weiss), mit zahlreichen Abbildungen und ins Einzelne gehenden Darstellungen in Kupferstich. Dieser Katalog ist auch für den Fachmann von höchstem wissenschaftlich-historischem Interesse und eine Fundgrube für die Frage der Entwicklung ärztlich-chirurgischer Technik.

Beide Kästen nebst Inhalt, sowie der Katalog sind jetzt 100 Jahre alt. Bei der schnellen Entwicklung der Technik und bei dem rapiden Wechsel der Anforderungen, die gerade Medizin und Chirurgie an ihre Werkzeuge stellen, ist es leicht, achselzuckend zu sagen: „die Instrumente sind nicht mehr modern!“ Aber: ganz abgesehen davon, daß eine ganze Reihe von ihnen noch heute glatt gebrauchsfähig wäre: für den damaligen Stand von Wissenschaft und Technik stellen die Sachen Erstklassiges dar: exakteste Präzisionsarbeit, sauberste Ausführung, und gedankenreiche Erfindung. Und man kann es dem Hersteller nicht verdenken, daß er mit Stolz und Genugtuung im Anhang zu seinem Prachtkatalog die anerkennenden Schreiben und schmeichelhaften Zeugnisse der damaligen Größen mitteilt, Namen wie Cooper, Baird, Brodie, Hutchinson etc., die noch heute einen guten Klang haben, auch bei unseren Allermodernsten. Man kann es ihm nicht verdenken, daß er sich, gleichfalls damaliger Geschäfts-sitte entsprechend, auf dem reichen Titelkupfer bezeichnet als: „chirurgischer Instrumentenmacher für die Kgl. Armee, Marine, verehrl. Ostindien-Compagnie etc., auf Grund seiner verschiedensten Erfindungen und Erprobungen“. Und wir, die wir das Recht haben, gerade heutzutage uns an jede, auch die kleinste Freude zu klammern, haben das Recht, auf diesen Mann stolz zu sein, der, unsern Mauern entsprossen, hier ausgebildet, im Auslande dem deutschen Namen und dem Rostocker Kunsthandwerk Ehre machte und doch drüben seine Vaterstadt nicht vergaß.

Ob seine Urenkel das wohl heute noch wissen?





IV.

Die Ehrenbürger der Stadt Rostock.

Von Stadtarchivar Dr. E. Dragendorff.

Der Gegenstand, über den Herr Prof. Dr. Dugge in der vorstehenden Mitteilung berichtet, gab die Gelegenheit, einen Ehrenbürger unserer Stadt zu erwähnen, dessen Name wohl kaum einem der jetzt lebenden Rostocker bekannt ist. Diese Tatsache führte — wie von selbst — zu der Frage, wem denn überhaupt bisher das Rostocker Ehrenbürgerrecht verliehen worden sei, und zu dem Wunsche, die Namen der Ehrenbürger an diese Stelle zu veröffentlichen.

Wenn im folgenden sechzehn Männer genannt werden, so darf nicht verschwiegen werden, daß sie sich keineswegs alle in den über diesen Gegenstand erwachsenen Akten unserer Ratsregistratur gefunden haben. Eine Ergänzung bot aber die vor einigen Jahren in das Ratsarchiv gelangte Mappe mit Abdrucken, Probedrucken und Entwürfen von Ehrenbürgerbriefen, und in dem obenerwähnten Falle ergab sich die Ernennung aus den Ratsprotokollen. Wir dürfen nunmehr wohl mit einer gewissen Sicherheit annehmen, daß das hier gegebene Verzeichnis vollständig ist.

Obwohl alles vermieden werden sollte, was unnötigen Raum erforderte, so schienen doch bei den meisten der Genannten kurze Angaben über ihren Lebenslauf und ihre Beziehungen zu Rostock wünschenswert.

Daß die meisten Ehrenbürger Männer des Friedens sind, ist wohl nicht verwunderlich, daß die Juristen sehr stark überwiegen, ebenfalls nicht, besonders wenn man die mecklenburgischen Verhältnisse berücksichtigt. Kriegshelden finden sich nur zwei — am Anfang und am Schluß der Reihe. Beide Söhne unserer Stadt, beide hoher vaterländischer Begeisterung ihre Ehrung verdankend. Der erste Blücher! Wem kommt nicht der Wunsch, daß es noch einmal wieder den Vätern der Stadt vergönnt sein möge, einem um das große Ganze unseres Volkes so hoch verdienten Helden — der Schlacht oder des Friedens — das Ehrenbürgerrecht zu verleihen?

1. 1816. August 18: Fürst Blücher. Er war am 16. Dezember 1742 in Rostock geboren und erhielt das Ehrenbürgerrecht bei Gelegenheit eines Besuches in seiner Vaterstadt. Der Bürgerbrief bezeichnet ihn als den „allgemein verehrten Helden und Wiederhersteller der Freiheit Deutschlands“.

2. 1826. September: Johann Weiß. Er war im Mai 1773 in Rostock als Sohn des Messerschmieds Georg Bernhard Jakob Weiß geboren, hatte das Handwerk seines Vaters ergriffen und war dann nach London ausgewandert, wo er es offenbar zu hohem Ansehen brachte. Die Veranlassung zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts gab ein Geschenk, das Weiß seiner Vaterstadt machte, bestehend aus einem von ihm angefertigten vollständigen chirurgischen Apparat (s. darüber oben S. 36 ff.). Leider hat sich der Begleitbrief und auch der Wortlaut des Ehrenbürgerbriefs nicht erhalten. Wir erfahren über die Verleihung nur durch die Ratsprotokolle vom 25. August und 15. September 1826. Weiteres über Weiß ist hier unbekannt.

3. 1829. Januar 19: Oberst von Below. Seine Vornamen lauten in den Staatskalendern und in der Geschichte des Füsilier-Regiments Nr. 90 (2. Aufl., S. 334): Wilhelm Carl Friedrich, auf dem Ehrenbürgerbrief: Bernhard Johann Carl Friedrich. Er war im Jahre 1762 in Kl. Niendorf bei Lübz geboren und starb im Jahre 1834 in Rostock, wo er vom Jahre 1808 bis zum Jahre 1832 Stadtkommandant gewesen war. Veranlassung zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts gab sein 50jähriges Dienstjubiläum, das offenbar sehr festlich begangen wurde. (Vgl. Reinhold, Chronik der Stadt Rostock, S. 262, Neudruck 1911: S. 259 f.)

4. 1841. März 29: Oberappellations-Gerichts-Präsident Dr. jur. Friedrich von Oertzen. Er war geboren am 5. Juni 1771 in Rühn und starb in Rostock am 28. Februar 1848. Er war der erste Präsident des O.-A.-G., für das er im Jahre 1818 die O.-A.-G.-Ordnung verfaßt hatte und mit dem er im Jahre 1840 von Parchim nach Rostock übergesiedelt war. Veranlassung zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts gab die „Vollendung von funfzig dem Fürsten und ganzen Vaterlande segensreich gewidmeten Berufsjahren“.

5. 1843. April 12: Advokat und Syndikus des Ersten Quartiers des Collegiums der Hundertmänner Dr. jur. Johann Christian Brandenburg. Er war am 1. Oktober 1768 in Rostock geboren und starb daselbst am 28. Juni 1856. Veranlassung zur Verleihung des Ehrenbürgerrechts gab sein 50jähriges Doktor-Jubiläum, und sie geschah „in öffentlicher Anerkennung langen patriotischen Wirkens für Bürger-Wohl“. Das Original des hübsch ausgestatteten Ehrenbürgerbriefs befindet sich im Ratsarchiv, ebenso das erneuerte Doktordiplom und die mit goldenen Lettern gedruckte Nummer der „Neuen wöchentlichen Rostockschen Nachrichten und Anzeigen“, die den Bericht über die Jubiläumsfeier enthält.

Auf eine Schenkung, die er im Jahre 1835 seiner Vaterstadt machte, bezieht sich der folgende Abschnitt der Chronik der Stadt Rostock von Dr. Werner Reinhold (S. 281, im Neudruck von 1911: S. 278):

„Am 23sten November [1835] schenkte ein patriotischer Einwohner der Stadt eine in London angefertigte sehr schöne Feuerspritze. Dieselbe hat eine so bedeutende Kraft, daß sie den Wasserstrahl 180 Fuß in die Höhe treibt. Als dankbare Anerkennung dieses Geschenks ward von E. E. Rath verfügt, daß diese Spritze den Namen des milden Gebers erhalten und für alle Zeiten den Namen: „Brandenburgs-Spritze“ führen solle.“

Interessieren dürfte die Rostocker auch, daß ihm das doppelgieblige Haus gehörte, in dem sich jetzt das Polizeiamt befindet.

6. 1846. März 30: Bürgermeister Dr. jur. Detloff Ludwig Eobald **Karsten**, der, nachdem er von 1811 bis 1846 dem Rostocker Rat angehört hatte, einem Rufe als Regierungsrat nach Schwerin Folge leistete. Der im Ratsarchiv befindliche Entwurf des Bürgerbriefs nennt ihn „den um Rostocks Wohl hochverdienten Mann, den seine Bürger Vater der Stadt nannten, den mit innigem Bedauern zwar wir aus unserer Mitte scheiden sahen, den wir uns aber freuen durch den Ruf des Allerdurchlauchtigsten Landesherrn, dessen forschendes Auge den hochbegabten Mann zu erkennen wußte, zu der Stufe erhoben zu sehen, wo seinem segensreichen Wirken ein weiteres Feld sich öffnet, den hochverehrten Mann, der fünf und dreißig Jahre hindurch der Stadt und ihren Bürgern als Mitglied und Führer in unserm Kreise mit rastlosem Eifer und tiefer Kenntniß Seine Amtstreue widmete und uns ein treuer Freund war.“ K. war geboren im Jahre 1787 und starb — seit 1850 im Ruhestande lebend — im Jahre 1879 in Berlin (vgl. Neuenwerder. Familien-Briefe aus den Jahren 1808 bis 1818. Als Manuskript gedruckt. 1911, S. 7).

7. 1860. August 28: Vice-Kanzler der Universität, Kanzlei-Direktor a. D. Dr. jur. **Carl Friedrich von Both** aus Anlaß „der Vollendung von fünfzig dem Fürsten und dem Vaterlande segensreich gewidmeten Berufsjahren“. B. war am 11. Februar 1789 in Demmin i. Pomm. geboren und starb in Rostock am 4. Mai 1875, nachdem er etwa ein halbes Jahrzehnt vorher seine Aemter niedergelegt hatte (vgl. Allg. Deutsche Biographie Bd. 3, S. 195 f.).

8. 1870. April 5: Oberappellations-Gerichts-Vize-Präsident Dr. jur. h. c. **Carl Heinrich Christoph Trotsche** an dem Tage, „an welchem 25 Jahre verflossen“ waren, „während deren Derselbe als Mitglied des obersten Landes-Gerichtshofes in hiesiger Stadt gewirkt“. T. war am 21. Oktober 1803 in Lübeck geboren und starb am 28. Januar 1879 in Rostock als Präsident des Oberappellations-Gerichts. Er ist auch als Politiker — in den Jahren 1848 und 1849 — sowie als wissenschaftlicher Schriftsteller hervorgetreten (vgl. Allg. D. Biogr. Bd. 38, S. 658 f.).

9. 1887. Juni 27: Vize-Kanzler der Universität Landgerichts-Präsident und Konsistorial-Direktor Dr. theol. et jur. et med. et phil. h. c. Otto Friedrich Maximilian von Liebeherr aus Anlaß „der Vollendung von funfzig dem Fürsten und Vaterlande segensreich gewidmeten Berufsjahren“. L. war am 21. Februar 1814 zu Steinhagen bei Kirch-Mulsow i. Meckl.-Schwer. geboren und starb am 13. September 1896 in Rostock (vgl. Allg. D. Biogr. Bd. 51, S. 703 ff.).

10. 1887. Dezember 12: Rechtsanwalt Geheimer Hofrat Dr. jur. Carl Alexander Bolt en bei Vollendung des zweiundachtzigsten Lebensjahres „in Anerkennung langen gemeinnützigen Wirkens für die Stadt Rostock“. B. war am 12. Dezember 1805 in Kloddram i. Meckl.-Schwer. geboren und starb am 23. März 1899 in Rostock.

11. 1889. April 2: Senats-Präsident des Oberlandesgerichts Dr. jur. Vincent Heinrich M a n n an dem Tage „an welchem seit seiner Einführung in das höchste Mecklenburgische Gericht fünfundzwanzig Jahre verflossen“ waren, „in dankbarer Anerkennung seines langjährigen erfolgreichen Wirkens für die Stadt Rostock“. M. war am 18. September 1818 in Rostock geboren und starb daselbst am 27. Juni 1889. Er hatte von 1845 bis 1864 dem Rostocker Rat (seit 1857 als Ratssyndikus) angehört. M. war Mitbegründer des Vereins für Rostocks Altertümer.

12. 1893. Januar 2: Oberpostamts-Direktor a. D. Friedrich Ferdinand Gottlieb Georg F l ü g g e, „der in langjähriger amtlicher und außeramtlicher Wirksamkeit die Besserung der Verkehrs-Verhältnisse der Stadt Rostock erfolgreich angestrebt und sich die allgemeine Achtung und Anerkennung erworben“ hatte. Anlaß zu der Ehrung gab das Ausscheiden F.s aus dem Dienst. Er war in Lübtheen i. Meckl. geboren und starb — 83 Jahre alt — am 4. Dezember 1898 in Rostock.

13. 1895. April 1: Fürst B i s m a r c k zu seinem achtzigsten Geburtstage. Ueber den Wortlaut des Bürgerbriefs war weder in den Akten, noch im Ratsprotokoll etwas zu finden. In dem Entwurf zum Begleitschreiben heißt es: „Ew. Durchlaucht wollen uns gestatten, Ihnen zur Bezeugung unserer aufrichtigsten Verehrung und Dankbarkeit das Ehrenbürgerrecht der Stadt Rostock zu verleihen.“

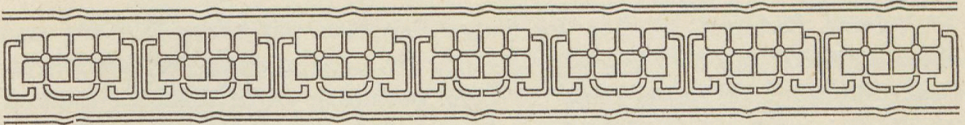
14. 1898. April 22: Geheimer Obermedizinalrat Professor Dr. med. et phil. Theodor T h i e r f e l d e r aus Anlaß seines fünfzigjährigen medizinischen Doktor-Jubiläums (den Dr. phil. hatte er bereits 1846 — 21 Jahre alt — erworben!) „in Anerkennung seines langen segensreichen Wirkens für die Stadt Rostock“. Th. war am 10. Dezember 1824 in Meißen geboren und starb am 7. März 1904 in Rostock, nachdem er hier seit 1854 als Hochschullehrer und außerordentlich geschätzter Arzt gewirkt hatte.

15. 1914. April 22: Bürgermeister Dr. jur. et h. c. med. Magnus M a ß m a n n am Tage, an „welchem er vor funfzig Jahren in das Rats-

kollegium eingetreten“, „in Anerkennung seines segensreichen Wirkens für die von ihm so heißgeliebte Vaterstadt, deren Wohlstand zu heben und deren Rechte zu wahren er in seltener Weise verstanden“. M. war in Rostock am 22. Oktober 1835 geboren und starb daselbst am 20. September 1915. Dem Rat hat er von 1864 bis 1914 angehört.

16. 1918. Februar 28: Fregattenkapitän Karl August N e r g e r „als Ausdruck der Freude und des Stolzes über die unter seiner glänzenden Führung vollbrachte fünfzehnmonatliche erfolgreiche Heldenfahrt S. M. S. Wolf und in Dankbarkeit für diese einzigartige kriegerische Leistung“. N. war am 25. Februar 1875 in Rostock geboren.





V.

Friedrich Eggers.

Von Stadtarchivar Dr. Ernst Dragendorff.

Das in diesem Bande veröffentlichte Verzeichnis der Rostocker Ehrenbürger zeigt an mehr als einem Beispiel, wie schnell auch die, denen Mitlebende höchste Anerkennung zollten, vergessen werden können. Aehnliches gilt auch von dem Manne, an den hier erinnert werden soll. Zwar haben seine Schüler jahrelang das schlichte Grab auf dem Rostocker Friedhof mit Blumen geschmückt. Aber wer ist heute noch am Leben, der die Nah-Wirkung dieser Persönlichkeit verspürt hat?! „Friedrich Eggers“ ist in unsern Tagen für die weitaus meisten — auch seiner Heimatgenossen — ein unbekannter Name. Selbst der hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages konnte in der Vaterstadt weniger gedacht werden als an manchem andern Orte, weil Rostock in den Novembertagen des Jahres 1919 unter dem Zeichen der Fünfhundertjahrfeier seiner Hochschule stand. Es war von vornherein anzunehmen, daß ein Friedrich-Eggers-Artikel, der am 26. November — zugleich mit dem Festgruß an die Alma Mater — im „Rostocker Anzeiger“ erschien, nur von wenigen eingehender beachtet werden würde. Da Eggers aber unzweifelhaft zu den eigenartigsten Persönlichkeiten gehört, die Rostock im vergangenen Jahrhundert hervorgebracht hat, so scheint ein Hinweis auf ihn in dem ersten nach seinem hundertsten Geburtstage erscheinenden Bande der Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock immerhin gerechtfertigt.

Hartwig Carl Friedrich Eggers wurde am 27. November 1819 in Rostock geboren. Sein Vater — Christian Friedrich Eggers — war Kaufmann, auch Mitbegründer und erster Kassier der am 30. Juni 1825 landesherrlich bestätigten Rostocker Sparkasse. Ein Mann des praktischen Lebens, aber Höherem nicht fremd, vor allem ein Verehrer Goethes. Die Mutter — Sophie Lierow, eine Schulentochter aus Strenz bei Güstrow — war es aber, der Friedrich Eggers das tiefe Verstehen der Natur, das liebevolle Sicheinfühlen in alles Schöne verdankte. Was diese aus bäuerlichen Verhältnissen hervorgegangene Frau dem auch in seiner äußeren Lebensführung nach höchster Kultur strebenden Sohne gewesen und über das Grab hinaus geblieben, das kommt in mehr als einem seiner Gedichte in ergreifender Weise zum Ausdruck.

Seine Kindheit verlebte der junge Friedrich mit sechs Brüdern und einer Schwester auf dem Doppelgrundstück Nr. 1444/1445 in der Wokrenterstraße, dessen einer Teil in seiner heutigen Bebauung vielen Rostockern durch die dort jahrzehntelang betriebene Permien'sche Badeanstalt bekannt ist.

Auf eine glückliche Kindheit folgten ihm schwere Jünglingsjahre, da er gegen seine Neigung auf Wunsch des Vaters im Jahre 1835 die Schule mit der Kaufmannslehre vertauschen mußte. Zunächst heimlich weiterlernend, hat er sich dann die Vorbildung und die Einwilligung zum Universitätsstudium erkämpfen müssen. Zweiundzwanzigjährig bezog er 1841 die Rostocker Hochschule, dann die von Leipzig, München, Berlin, sich immer mehr der Kunstgeschichte, der Kunstwissenschaft zuwendend. Zur Erlangung des Doktorgrades war er im Jahre 1848 wieder in Rostock, dann bis zum folgenden Jahre einige Monate in Schwerin in der Redaktion der von Carl Hegel geleiteten „Mecklenburgischen Zeitung“. Aber wenn auch Familienbeziehungen ihn sein lebelang mit der Heimat, der Vaterstadt verbanden, sein dauernder Wohnsitz blieb doch Berlin, die Hauptstadt des werdenden Deutschlands. Größere Reisen unternahm er nur noch in den Jahren 1862 und 1863, um die Hauptkunststätten Deutschlands, Frankreichs und Englands kennen zu lernen, und im Jahre 1870, um den Großherzog Friedrich Franz II. nach Italien zu begleiten. In Berlin hat Eggers zunächst als Privatgelehrter und Schriftsteller gelebt. Das von ihm im Jahre 1850 begründete „Deutsche Kunstblatt“, dem seit 1854 auch ein Literaturblatt angegliedert war, brachte eine Reihe von Aufsätzen aus seiner Feder, die auch heute noch lesenswert sind. Durch Vorlesungen über Kunst und verwandte Gegenstände lenkte er die Aufmerksamkeit immer weiterer Kreise auf seine außergewöhnliche Lehrbegabung. Sie hat ihm dann im Jahre 1863 die Ernennung zum Professor für Kunstgeschichte an der Kunstakademie eingebracht. Auch an der Gewerbe- und Bauakademie ist er lehrend tätig gewesen. Endlich — im Mai des Jahres 1872 — betraute ihn der Kultusminister Falk mit dem Referat über Kunstangelegenheiten, wozu er durch das allgemeine Vertrauen — namentlich auch der Künstlerkreise — besonders berufen schien. Aber schon nach wenigen Wochen — am 11. August 1872 — ereilte den noch nicht Dreiundfünfzigjährigen der Tod.

Wenn Friedrich Eggers als Kunstforscher auffallend schnell vergessen wurde, so hängt das damit zusammen, daß zwar eine ganze Reihe von Aufsätzen, aber nur ein größeres Buch seinen Namen trägt. Es ist dieses der erste Band der Biographie des Bildhauers Christian Daniel Rauch. Es erschien nach Friedrich Eggers' Tode, und das Werk wurde von dem jüngeren Bruder, Karl Eggers, der durch eigenartige Fügung und nicht zum mindesten unter Friedrichs Einfluß aus einem rechtsgelehrten Ratsherrn seiner Vaterstadt Rostock gleichfalls zum Kunstforscher geworden war, durch weitere vier Bände vervollständigt. Weil aber die Kunst Rauchs, schon als das Werk vollendet war, den jüngeren Zeitgenossen fremd erschien, ist auch dieses verhältnismäßig wenigen bekannt.

Aehnlich ist es den Gedichten ergangen, die gleichfalls — mit vereinzelten Ausnahmen — erst nach Friedrich Eggers' Tode gedruckt wurden, obwohl berufene Kenner, wie Theodor Storm, schon früh zur Veröffentlichung drängten. Am bekanntesten sind wohl die plattdeutschen, die — mit denen des Bruders Karl unter dem Titel „Tremsen“ vereinigt — im Jahre 1875 erschienen. Dem Bande angefügt ist eine ausführliche Abhandlung über den Rostocker Dialekt aus der Feder des vielen von uns noch bekannten Dr. Karl Nerger. Es findet sich hier manches Gedicht, das nur mit der niederdeutschen Sprache untergehen wird. Stofflich interessiert den Rostocker naturgemäß besonders „Dat Bleekermeten“ (S. 106 ff.) nach der bekannten Sage.

In den z. T. außerordentlich tiefen und formschönen hochdeutschen Gedichten ist nicht wenig und nicht das Schlechteste zur Beschwichtigung des eigenen Herzens geschrieben. Theodor Fontane, der bei aller Freundschaft für Eggers, dessen rein menschlichen und gesellschaftlichen Fähigkeiten er hohes Lob spendete — die Dichtungen im allgemeinen sehr scharf kritisierte, schätzte besonders das im Jahre 1871 verfaßte Zeitgedicht „Die Fahne vom 61. Regiment“. Im übrigen war aber sein Urteil doch stark subjektiv gefärbt, wenn er behauptete, daß — abgesehen von einigen Ausnahmefällen — eigentlich nichts, was Eggers geschaffen, gehörig ausgereift gewesen sei. Das ist nicht richtig. Theodor Storm dachte ganz anders, wie seine Briefe an Eggers zeigen (hrsg. von H. Wolfgang Seidel, Berlin 1911). Ebenso lautet das Urteil Heinrich Seidels (Von Perlin nach Berlin, Stuttgart und Berlin 1903, S. 172 ff.) und das seines Sohnes Heinrich Wolfgang Seidel (im Anhang zu seiner Ausgabe von Storms Briefen an Friedrich Eggers, S. 109 ff.) sehr günstig über Eggers als Dichter. Heinrich Seidel sagt: „Er hatte eine sehr bedeutende dichterische Begabung Unter den Gedichten befinden sich Lieder, Balladen und Sinngedichte, die einfach ersten Ranges sind.“ Ja, wir werden sagen dürfen, daß — auch wo er gar nicht die Absicht hatte, etwas Bleibendes zu schaffen — seine Verse kaum je ganz wertlos gewesen sind. Denn unzweifelhaft hat Friedrich Eggers in seltenem Maße die Fähigkeit besessen, Gelegenheitsdichtungen zu verfassen und dabei „das Gelegentliche, die zufällige Besonderheit mit dem Großen und Allgemeinen zu verknüpfen“ (vgl. die Vorrede, die Karl Eggers den Gedichten mitgab).

Man hat diesem Talent wiederholt die Möglichkeit gegeben, sich öffentlich zu betätigen. So hat — um etwas uns Mecklenburgern Naheliegendes zu nennen — Eggers das Festspiel gedichtet, das nach dem Einzuge der Großherzogin Auguste in Schwerin am 8. November 1849 im dortigen Hoftheater aufgeführt wurde. Wir werden gerade dieses Stück vielleicht nicht allzu hoch bewerten, es soll hier aber doch erwähnt werden, besonders weil der darin auftretenden allegorischen Gestalt, die unsere Stadt verkörpert, ein Spruch in den Mund gelegt wird, der auf die Wahrzeichen der Stadt und die Rostocker Siebenzahl anspielt. Wertvoller aber als diese Jugenddichtung wird dem gereiften Manne seine Mitwirkung an der Ausschmückung der Siegesstraße

für die am 16. Juni 1871 unter Führung des Kaisers in Berlin einziehenden Truppen erschienen sein. Hier war ihm im besondern die Aufgabe zugefallen, die Sprüche zu bestimmen, die zur Verwendung kommen sollten. Er hat sie zum größten Teil eigens für diesen Zweck erdacht und viel Treffendes, noch heute Packendes gefunden. Es hat ihm dabei ja neben der Begeisterung des deutschen Patrioten auch die Freude darüber die Feder geführt, daß allen seinen jungen Freunden die Heimkehr beschieden war.

Wie hoch man aber auch den einen oder andern Vers, dieses oder jenes Gedicht, die Schönheit der Sprache und den Gedankenreichtum in seinen Prosa-Schriften einschätzen will, das Interessanteste wird bei Friedrich Eggers doch immer der persönliche Eindruck, wird die Wirkung bleiben, die er auf die Mitlebenden ausübte. Und wir müssen deshalb hierbei noch eingehender verweilen, um so mehr, als allerlei Ungewöhnliches in Eggers' Lebensgewohnheiten von einer wahrheitsgetreuen Schilderung nicht ganz übergangen werden darf.

Was sein Aeüßeres anlangt, so sagt Theodor Fontane (Von Zwanzig bis Dreißig, Berlin 1898, S. 678) von Eggers und Heyse, daß ihre Profile „für Ideale galten und dafür auch gelten durften“. Und Eggers' männlich schöner Kopf hat ja auch Wilhelm Kaulbach veranlaßt, ihn als Perikles auf seinem Wandgemälde „Die Blüte Griechenlands“ zu verewigen.

Den Eindruck, den Eggers unter Umständen auf einen Fremden machen konnte, entnehmen wir den Lebenserinnerungen Anton Springers. Allerdings sagt dieser, daß er mit Friedrich Eggers „Unglück“ gehabt habe. Es ist offenbar zu keiner näheren Bekanntschaft gekommen. Springer erzählt: „Bei ersterem [d. i. Eggers] glaubte ich anfangs an einen Irrtum in der Adresse. Ich wurde in ein Damenboudoir geführt, in welchem es stark nach feinsten Parfüms duftete. Zierliche Blumenständer, ein glänzender Vogelkäfig, auf Tischen goldgeränderte Bücher, der Schreibtisch auf das säuberlichste geordnet, trafen mein Auge. Freilich als Eggers eintrat, in eleganter Haustracht, jedes Wort abgemessen, jede Bewegung abgerundet, da merkte ich, daß Stube und Bewohner trefflich zusammen passen. Wir wechselten einige höfliche Redensarten und damit hatte die Begegnung ein Ende.“

Mit sehr viel mehr Liebe schildert Heinrich Seidel die Wohnung in seiner Erzählung „Eine Sperlingsgeschichte“. Daß es sich hier wirklich um die Eggersche Wohnung handelt, bezeugt Seidel selbst in seinen Lebenserinnerungen (Von Perlin nach Berlin, S. 175), ebenso Heinrich Wolfgang Seidel, der diese Schilderung in seiner Abhandlung über Eggers abdruckt (Th. Storms Briefe an F. Eggers, S. 99 ff.). Es heißt da: „Die Zimmer sind angefüllt mit kleinen Kunstwerken und hundert Erinnerungsdingen eines reichen Lebens, es ist kein Gegenstand dort, an dem nicht eine Geschichte hängt, und alles ist aufgestellt mit einem freundlichen Sinn für Schönheit und Ordnung, so daß sich ein stilles Behagen in diesen Räumen von selber einfindet. Man trifft Herrn, je nach der Arbeit, die er vorhat, an einem andern Orte

seiner Zimmer beschäftigt. Seine Briefschaften und Geldangelegenheiten erledigt er an einem großen Tisch am Fenster, kunstgeschichtliche Vorträge dagegen werden an einem mit grünem Tuche behangenen Tische mitten in der Stube entworfen, und in besonderen Weihstunden arbeitet er vor einem Stehpulte an der Lebensgeschichte eines berühmten Bildhauers.“

Die peinliche Ordnung, die Eggers sich zur Lebensregel gemacht, zeitigte allerdings auch wunderliche Blüten. So hatte er für seine verschiedenen Lebensbedürfnisse besondere Kassen angelegt, in die seine Einnahmen nach durch die Erfahrung gewonnenen Verhältniszahlen verteilt wurden. Wenn es nun doch geschah, daß eine dieser Kassen zu kurz kam, so wurde der fehlende Betrag einer andern entnommen und dieser dafür ein Schuldschein ausgestellt, dessen Einlösung dann bei nächster Gelegenheit erfolgte.

Eine andere Schrulle unseres Eggers war dadurch hervorgerufen, daß sich sein Schönheitsgefühl — wie das so manches Aehnlichveranlagten — über die Geschmacklosigkeit und Farblosigkeit der neuzeitlichen Männertracht entrüstete. Um seine Farbenfreudigkeit wenigstens in etwas zu betätigen, pflegte er farbige Westen von Sammet, Seide und andern kostbaren Stoffen zu tragen, die z. T. noch durch Stickerei geziert waren. Da er es aber allmählich zu einer ganzen Sammlung derartiger Kunstwerke gebracht hatte, so benutzte er gelegentlich eine seiner Westen dazu, um sie — wie eine Ordensauszeichnung — mit einer gewissen Feierlichkeit einem seiner Schüler zu verehren, der ihm einer solchen Aufmunterung besonders würdig schien.

Es sind das Dinge, über die man selbstverständlich lächeln wird. Die Poeten unter seinen Freunden haben auch nicht verfehlt, diese und ähnliche Eigentümlichkeiten schriftstellerisch zu verwerten. Neben Seidel sei in diesem Zusammenhang noch unser Mitbürger Adolf Wilbrandt erwähnt, der Eggers für seine Novelle „Fridolins heimliche Ehe“ und sein Lustspiel „Unerreicht“ als Modell benutzte. Aber diese humoristischen Kleinigkeiten haben wohl keinen, der ihm nähergetreten war, in seinem Werturteil beeinflußt. Die zahlreichen, den verschiedensten Berufen zustrebenden jungen Leute haben bis ins Alter mit Begeisterung der Eindrücke gedacht, die sie in seinen Vorträgen wie in seiner ihnen jederzeit offenstehenden Wohnung genossen. Heinrich Seidel sagt: „Er war ein geborener Lehrer, wie ich wenige kennen gelernt habe. Er ging ganz in dieser Tätigkeit auf und wußte seine Zuhörer anzuregen, zu begeistern und mitzureißen. Seine Vortragskunst war außerordentlich, und lyrische Gedichte, die bekanntlich am schwersten zu rezitieren sind, habe ich von niemand besser gehört Durch diese Vorträge hat er Tausende von jungen Leuten gefördert und angeregt So manchem jungen Künstler hat er die Wege geebnet, und auch ich kann wohl sagen, daß er mein Leben in eine Bahn geleitet hat, die meine ganze Zukunft beeinflußte. Durch ihn wurde der junge, obskure Student der Gewerbeakademie und spätere Fabriktechniker in Kreise eingeführt, die ihm sonst wohl verschlossen gewesen wären, durch ihn lernte ich seinen in Berlin lebenden

Bruder, den Rostocker Senator a. D. Dr. Karl Eggers, kennen, der mir, dem gänzlich unbekanntem Poeten, den Verlag meiner fünf ersten kleinen Bücher vermittelte“

Besonders schön schildert Eggers' Fähigkeit, sich den Jüngeren zu widmen auch Adolf Slaby in seiner bei Gelegenheit der Gedächtnisfeier am 27. November 1872 gehaltenen Rede. Er sagt u. a.: „So trat er in unseren Kreis, die 50 langen Lebensjahre von sich abstreifend, als wären es soviel Tage, ganz einer der Unsrigen zu sein und doch alles verklärend und belebend, sich hingebend mit seinem reichen Gemüt, dem warmen, vollschlagenden Herzen, das ihm so treu und innig schon aus den Augen schaute. Da strömten ihm die Herzen entgegen, und er war uns ein lieber, trauter Freund. Und nun, da ihm die Seelen offen lagen, konnte er darin bauen und pflanzen mit seiner treuen Hand; nun war er in seinem rechten Amt, als ein Gärtner Gottes im Reich der Seelen, ein wahrer Lenker und Lehrer der Jugend — der sturm-erprobte gereifte Mann mit den ergrauenden Locken und mit dem jungen Herzen.“

Zahlreich sind, wie schon erwähnt, seine Schüler gewesen und verschieden. Auch der Maler Franz Skarbina, der Elektrotechniker Adolf Slaby und der spätere Oberhofprediger Ernst Dryander, der als neunundzwanzigjähriger Dom-Hilfsprediger an Eggers' Sarge in Berlin vor der Ueberführung nach Rostock tiefempfundene und die Persönlichkeit des Verstorbenen trefflich charakterisierende Worte sprach, gehörten zu ihnen. Die beiden norddeutschen Dichter Adolf Wilbrandt und Heinrich Seidel wurden schon erwähnt. Aber auch auf einen nur sieben Jahre jüngeren Süddeutschen, den er während der Münchener Studienzeit kennen lernte und mit dem er bis zu seinem Tode in vertraulichem Briefwechsel blieb, hat er bestimmend gewirkt — Joseph Victor Scheffel. (Vgl. die Veröffentlichungen von Johannes Proelß „Scheffel und Eggers“ — in der „Deutschen Rundschau“ Jg. 1908—1909 Nr. 6, 7, 10, 11 — und „Scheffel und die Brüder Eggers“ — in den Jahrb. d. Ver. f. meckl. Geschichte, Jg. 75, 1910). Scheffel schreibt einmal an Eggers: „Du bist's gewesen, der die feineren Saiten in mir vom Rost und allerlei Umhüllung gereinigt und spielbar gemacht hat Ohne Dich hätt' ich vielleicht nie einen Vers geschrieben“ Und als zehn Jahre nach Eggers' Tode der Berliner Techniker-Verein „Hütte“ am 27. November 1882 eine Gedächtnisfeier veranstaltete, konnte ein Gruß von Scheffel verlesen werden, der mit den Worten begann: „Wer das Andenken an Friedrich Eggers ehrt, der ehrt die Pflege der Künste und aller idealen und humanen Bestrebungen.“

Groß war auch die Zahl der annähernd gleichaltrigen geistig hochstehenden Männer, mit denen Eggers zusammengeführt wurde. Nicht ohne Bedeutung war in dieser Hinsicht seine Zugehörigkeit zu dem meist mit dem Namen „Tunnel“ bezeichneten Berliner Sonntagsverein und dem 1852 aus ihm hervorgegangenen „Rütli“ (vgl. darüber: Fontane, Von Zwanzig bis Dreißig, S. 257 ff. — H. W. Seidel, Erinnerungen an Heinrich Seidel, S. 9 ff.).

Der Wert dieser Vereinigungen bestand hauptsächlich darin, daß bei den Zusammenkünften die dort vorgelegten künstlerischen Erzeugnisse der Mitglieder kritisiert wurden. Nach H. W. Seidel ist es seit Friedrich Eggers' Tode mit dem Tunnel abwärts gegangen. Unter den Dichtern und Künstlern, die dem „Tunnel“ zu Eggers' Zeit angehörten, sind außer Theodor Fontane als besonders bekannt zu nennen Emanuel Geibel, Theodor Storm, Paul Heyse, Felix Dahn, Adolf Menzel, Wilhelm Taubert u. a. Auch Heinrich Seidel gehörte — durch Friedrich Eggers eingeführt — dem „Tunnel“ an.

Die unbegrenzte Hingabe an die Sache, wie an die Menschen, gewann schließlich alle, die Eggers dauernd beobachten konnten. Fontane, der — wie wir sahen — Eggers' Dichtungen keineswegs kritiklos gegenüberstand, nennt ihn „ein Gesellschafts-Genie, das, in einem mir nicht zum zweiten Male begegneten Grade, die Gabe besaß, nicht bloß Vereine zu gründen, sondern auch durch Anwerbung neuer Mitglieder und Aufstellung neuer Programme den etwa matter werdenden Pulsschlag sofort wieder zu beleben. Er war ein großer Organisator im Kleinen . . . unerschöpflich in Hilfsmitteln, und gab davon noch kurz vor seinem Tode die glänzendsten Beweise. Viele seiner jungen Freunde waren mit in den Krieg gezogen, und diese jungen Leute durch Nachrichten in Verbindung mit der Heimat und durch Liebesgaben bei frischem Mut und fröhlichem Herzen zu erhalten, machte er sich durch den ganzen langen Winter 1870 auf 71 hin zur schönsten Lebensaufgabe. Damals hab' ich ihn lieben und bewundern gelernt . . .“ (Von Zwanzig bis Dreißig, S. 310.)

Mit besonderer Wärme aber spricht von Eggers der wenig jüngere Gustav zu Putlitz (Theater-Erinnerungen, Bd. 2, 2. Aufl. 1875, S. 118 ff.). Er berichtet über eine Theaterrückführung im Neuen Palais in Potsdam, die im Jahre 1864 stattfand und bei der Friedrich Eggers einen zu diesem Zweck gedichteten Prolog selbst vortrug, und fährt dann fort: „Mir aber brachte diese Aufführung im Theater des neuen Palais in Potsdam ein sehr wertvolles Lebensgeschenk, dessen ich mich freilich nur wenige Jahre freuen durfte — die Freundschaft, die ich mit Friedrich Eggers schloß. Es ist hier nicht der Ort, über seine kunsthistorische Bedeutung, sein Wissen, seine künstlerische Begabung zu sprechen, wenn auch sein ganzes Leben davon erfüllt war und sein Streben sich in seiner ganzen Person ausprägte. Den Kern bildete doch sein jung gebliebenes Herz, der Freundschaft fähig, wie mir kaum ein anderes im Leben sich zeigte, voll Hingabe, Begeisterung und Zutrauen. Immer wieder war er das vereinigende, zusammenhaltende Prinzip, immer aufs neue wußte er die Freunde um sich zu sammeln, sei es nun in väterlichem Wohlwollen für die Jüngeren, die er mit der eigenen reinen und edlen Begeisterung für Kunst und Poesie zu erfüllen wußte, sei es in brüderlicher Treue gegen die Altersgenossen, die er zu gemeinsamem Streben versammelte. Er machte die Jungen ernst, und die Älteren machte er jung. Fast zu viel beschäftigt, wie er war, konnte man sich seltener, als man wünschte, seines

Verkehrs erfreuen, aber man wußte doch, daß er da war, daß man auf seine Freundschaft vertrauen konnte, und eins stand fest: so oft ein Geburtstag in meiner Familie gefeiert wurde, trat er zu früher Morgenstunde, meist pünktlich gegen 8 Uhr, ein, und diese Zugehörigkeit hielt er aufrecht. „Nun muß Eggers gleich kommen“, hieß es an jedem Geburtstagsmorgen. Er wird nicht mehr kommen, aber bleiben wird er in der Feststunde, und sein Andenken sich so frisch erhalten, als seine Freundschaft es getan hatte. Für alle seine Freunde aber — und mir ist niemals ein Mensch begegnet, der so viel Freundschaft zu erwerben gewußt und so reich zu erwidern vermocht hätte, als er — wird sein Andenken ein Band der Vereinigung bleiben, und er hat ihnen so ein Erbteil hinterlassen, das fortlebend die Freundschaft bewahrt, aus der er selbst so früh geschieden.“

Dem Manne, der in seinen Gedichten für Frauenliebe zarteste und reinste Töne fand, war die Ehe versagt geblieben. Das reiche Maß aber von zur Tat drängender Liebe, das er in sich trug, zu verschenken, war ihm tiefstes Bedürfnis gewesen. Diese ideale Gebefreudigkeit umschloß wie ein goldner Rahmen das Bild, das seine Freunde und Schüler von ihm in der Erinnerung bewahrten.

Ein halbes Jahrhundert ist dahingegangen, seit Friedrich Eggers starb, in dem Augenblick, da er nach mühsamem Aufstieg die Höhe erreicht, die ihm große, seiner Eigenart entsprechende Aufgaben zu stellen schien. Daß er kaum die Hand zu ihrer Lösung erheben konnte, darin liegt die Tragik seines Lebens, darum ist er heute fast vergessen. Uns Rostockern aber geziemt es zu wissen, daß er zu den Söhnen gehört, deren sich unsere Stadt freuen darf, und daß sein geistiges Erbe auch heute noch nicht erschöpft ist.

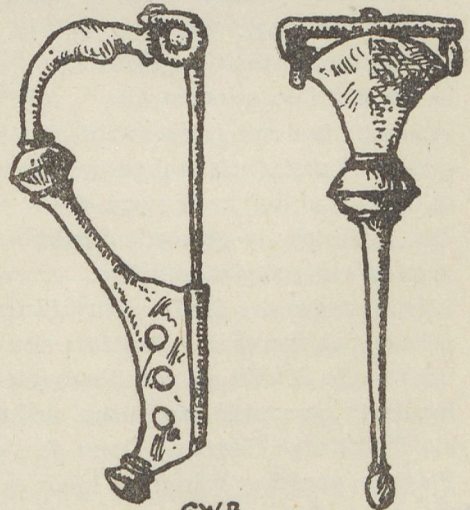




VI.

Kleinere Mitteilungen und Notizen.

1. Germanisches Grabfeld bei Bramow. — Bei den Planierungsarbeiten zu Bramow ist leider ein für die Vorgeschichte Mecklenburgs, besonders unserer hiesigen Gegend, außerordentlich wichtiges Gräberfeld ohne fachmännische Untersuchung zerstört worden. Es handelt sich offenbar um ein ausgedehntes Skelettgräberfeld. Die Skelette lagen in Reihen dicht beieinander. Die Schädel waren z. T. sehr gut erhalten. Als Beigaben wurden Fibeln (Heftnadeln zum Zusammenhalten der Obergewandes) aus Bronze, Lanzenspitzen, Messer und einfache Haken (vermutlich Gürtelhaken) aus Eisen beobachtet, aber meist achtlos verworfen, zumal die Eisensachen vom Rost derartig zerfressen waren, daß sie beim Aufnehmen gleich zerbrachen. Bronzefibeln wurden mindestens ein Dutzend gefunden, zum großen Teil aber leider wieder fortgeworfen. Durch die Güte des Herrn Doppelhammer und seines Sohnes, denen wir auch diese Nachrichten verdanken, gelangten jedoch noch vier derartige Stücke sowie ein tönerner Spinnwirtel, einige Gefäßscherben und der Unterkiefer einer jungen weiblichen Person in unser hiesiges Altertumsmuseum, wodurch eine Altersbestimmung des Fundes ermöglicht wurde. Die schön gearbeiteten und zum Teil gravierten Fibeln ähneln, wie die hierbei folgende Abbildung zeigt, sehr den von Beltz in seinen Vorgeschiehtlichen Altertümern des Großherzoglichen Museums zu Schwerin auf Tafel 56 unter Nr. 59—62 abgebildeten Typen, ohne aber völlig mit ihnen übereinzustimmen, wie sie denn auch unter sich alle vier verschieden sind. Darnach dürfte es sich um ein germanisches Grabfeld der sog. frühromischen Eisenzeit (um 50—200 n. Chr. Geb.) handeln,



was insofern von größtem Interesse wäre, als die meisten der bisher bei uns zu Lande gefundenen Begräbnisplätze dieser Zeit keine Skelett-, sondern Brandgräber enthalten, also Urnenfelder sind. Von den eingelieferten Gefäßscherben gehören vermutlich nur zwei zu dem Leichenfelde, während die übrigen einer wesentlich jüngeren Periode, der letzten Wendenzeit, entstammen. Sie dürften einem wendischen Wohnplatze, der schon vor Jahren beim Bau der Warnemünder Eisenbahn angeschnitten wurde, angehören. Denn in der Nähe der Grabstätten wurden hier sowohl damals beim Bahnbau als auch jetzt wieder zahlreiche, zum Teil augenscheinlich zersägte Tierknochen (Rind und Schwein) gefunden. Da beim Bahnbau auch noch Klehmstaken-Reste beobachtet werden konnten, haben hier bei dem alten Totenfelde später wohl wendische Lehmhütten, die Vorgängerinnen des nachmaligen deutschen Bauerndorfes Bramow, gestanden. Auch steinzeitliche Funde sind früher schon bei Bramow gemacht und von den Findern unserem Museum überwiesen, und eine Gruppe von Kegelgräbern steht nicht weit davon bei Barnstorf. Eine nähere Untersuchung etwa noch vorhandener Reste des Grabfeldes ist in Aussicht genommen, um Lage und Art der Skelette und ihrer Beigaben noch genauer festzustellen, als nach den bisher erhaltenen wenigen Stücken möglich war. Dr. L. Krause.

2. Der Greif an den Rostocker Kriegsschiffen im Jahre 1312. — Als die Rostocker im Kriege mit König Erich von Dänemark nach der Niederbrennung der beiden Warnemünder Türme im Frühjahr 1312 mit ihrer Flotte nach Dänemark ausfahren, erwähnt Ernst von Kirchberg in seiner Mecklenb. Reimchronik den Greif als Zierrat an den städtischen Kriegsschiffen. Er schreibt im Kap. CXLVII (nach dem Abdruck in Westphal. Mon. ined. Bd. IV, Sp. 797):

Dy neysten Ostirn es geschach,
da zu Schiffen quamen alle
gewapind und mit groszem Schalle
gemannet und ouch wol gespysset
mit allir Czirheit wol gepryset
von Rodestok dy gemeyne Schar
geyn Warnemüندن offenbar.

Mit dem Gryfen warin geczieret
alle Schiff nach Gewonheit gebanieret
sy hattin manchen Koggen starkin
und wolden hyn geyn Denemarkin
Da wart eyn Teyl von Denischem
Lande

verheret von Roube und von Brande.
Leider ist aus der Stelle nicht klar ersichtlich, welcher Art der Greifenzierrat an den Schiffen war. Beziehen sich die Worte „mit dem Gryfen warin geczieret alle Schiff“ als gleichbedeutend auf das folgende „nach Gewonheit gebanieret“, so würde das heißen, daß die Schiffe damals schon die Greifenflagge als Stadtflagge führten. Denn da sie „nach Gewonheit“ mit Bannern, d. h. Flaggen, versehen waren, so kann es sich nur um die städtische und nicht die fürstliche Flagge handeln, da die Rostocker Schiffe doch unter der Stadt- und nicht der Fürstenflagge zu fahren pflegten. Ist aber nicht die Flagge, sondern irgend ein anderer Greifenzierrat an den Schiffen gemeint, so wäre auch möglich, daß man zur klaren Hervorhebung des Abfalles von Dänemark

und der Wiederanerkennung der angestammten einheimischen Herrschaft irgendwie noch das fürstliche Greifenwappen Nicolaus des Kindes von Rostock an den Schiffen angebracht hatte, wie man beim Ausbruch des Aufruhrs ja auch aus den Stadttoren das fürstliche neben dem städtischen Banner aussteckte. Leider läßt sich also auch hieraus noch kein sicherer Nachweis für das Alter unserer städtischen Greifenflagge entnehmen.

Dr. L. Krause.

3. Ludwig Dietz und sein Ordinarius ecclesie Swerinensis 1519. —

Der Ordinarius¹⁾ ecclesie Swerinensis, Rostock 1519²⁾ gehört zu den schönsten Drucken aus Ludwig Dietz' Frühzeit. Er besteht aus 143 Folioblättern, zweispaltig bedruckt und ist geschmückt mit 69 Holzschnitten, unter denen das Titelblatt und zwei weitere ganzseitig sind. Ferner sind eine Reihe Zierbuchstaben angewandt, die ebenso wie die Holzschnitte für dieses Werk geschnitten zu sein scheinen.

Es ist nicht zu verwundern, daß Dietz, dessen Druckerei damals noch in den Anfängen stand, sich erst der Unterstützung der kirchlichen Behörden versicherte, bevor er sich an den Druck des Werkes heranwagte. Durch einen Zufall ist ein Bericht über diese Verhandlungen mit dem Schweriner Domkapitel wieder ans Tageslicht gekommen. Mit einer Anzahl weiterer Briefe und Akten aus dem 16. Jahrhundert löste ich aus den Einbänden einer Aristoteles-Ausgabe der Rostocker Universitäts-Bibliothek das nachstehende Schreiben, welches der Administrator des Schweriner Bistums Zutfeld Wardenberg³⁾ von Stralsund aus, wo ihn Dietz aufgesucht hatte, an das Schweriner Domkapitel richtete. Ich gebe den Brief, soweit er hier von Belang ist, wieder und füge eine Uebersetzung bei:

[Anschrift:] Venerabilibus egregiis et prestantibus dominis, Seniori et Capitulo ecclesie Zweriniensis, dominis et confratribus suis honorandis.
Zweryn.

Post plurimam commendationem et salutem. Egregii ac Venerabiles domini mei et confratres [] Impressor Ordinariorum fuit hic mecum in Sundis, petens assecurationem sive fidem scriptam a me, quod opere completo omnes iurati ecclesiarum totius diocesis debeant et teneantur pro qualibet ecclesia recipere unum librum ordinarium ad minus: et solvere pro quolibet libro unum Florenum, quia minus secundum computationem suam vendere non potest, ostendens etiam formam libri de carta papirica nuda ligati, secundum cuius mensuram et proportionem vult omnia exemplaria stampare. Sed non vult principiari opus nisi antequam habuerit

1) Ordinarius entspricht hier dem sonst gebräuchlicheren Breviarium.

2) Vgl. G. C. F. Lisch, Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg 1839, S. 158. Ein vollständiges Exemplar jetzt auch in der Rostocker Univ.-Bibl.

3) Er war 1516—1522 Administrator für den minderjährigen Herzog Magnus, residierte meistens in seiner Heimatstadt Stralsund, von wo er 1522 fliehen mußte, und fiel 1527 bei der Belagerung Roms. Vgl. Allgem. deutsche Biographie, Bd. 41.

dictam cautionem. Nec vult promittere, quod ante adventum domini vult perficere, secundum quod Dominus Paulus Budeler et ego sibi terminum praefiximus, quia attento, quod idem ordinarius principiatur ab adventu domini, bonum esset, quod ante eundem adventum esset opus finitum, ut secundum ordinarium novum omnes ecclesiae se a principio officii et adventus gubernarent. — Ego vero super praemissis propter multas causas nolui cum eo neque concludere neque etiam dare dictam assequurationem in scriptam, quod nolui sub censuras compellere iuratos ad emendum, quia non esset sine nota suspicionis de lucro vel munere recepto, propter quod vellem ignariare [?] ecclesias. Videtur et mihi, quod unus florenus sit nimium (attento magno numero librorum, qui ferme adminus fecit 300)¹⁾, usque modo multum ne importunum [quidem] idem Impressor dicens se pro materialibus et formulis comparatis ad idem maximas expensas fecisse. Nunc vero intelligo, quod [.....]²⁾ Idcirco remitto ipsum ad D. V. super omnibus praedictis, et quod cum eo facientes, mihi placebit, illo salvo, quod mandata ad ecclesias non solo [meo] sed sub capituli Zweri-nensis et administratorum nominibus darentur (postquam concordaveritis et opus perfectum fuerit.³⁾)
Valet. Ex Sundis die 18 Septembris Anno etc. 18.

[Zutphel Wardenberg]⁴⁾

Uebersetzung.

Beste Empfehlung und Gruß zuvor. Meine geehrten und ehrenwerten Herren und Mitbrüder. Der Drucker der Ordinarien war hier bei mir in Stralsund und erbat eine Zusicherung oder schriftliche Beteuerung von mir, daß nach Vollendung der Arbeit alle Kirchgeschworenen der ganzen Diözese gehalten sein müßten, für jede Kirche einen Ordinarius wenigstens zu nehmen und für jedes Buch einen Gulden zu zahlen, da er es nach seiner Berechnung nicht billiger verkaufen könne. Er zeigte mir auch die Gestalt des Buches an einem unbedruckten Bogen Papier, nach dessen Maß und Verhältnissen er alle Exemplare drucken will. Aber er will das Werk nicht eher beginnen, als bis er die erwähnte Sicherheit habe. Auch wollte er nicht versprechen, es vor nächsten Advent fertig zu stellen, deswegen weil Herr Paulus Budeler und ich ihm diesen Termin festgesetzt haben, weil (mit Hinblick darauf, daß ja auch der Ordinarius selbst vom Advent an beginnt) es gut wäre, daß vor dem Advent das Werk vollendet sei, so daß sich an der Hand des neuen Ordinarius alle Kirchen vom Beginn des Kirchenamts und des Advents danach richteten. — Ich wollte aber aus vielen Gründen über das oben Angeführte weder eine bindende Abmachung mit ihm treffen noch auch die genannte Zusicherung schriftlich geben,

1) Das Einklammerte steht am Rande.

2) Der Brief ist an dieser Stelle zerschnitten mit Verlust von etwa einer Zeile.

3) Es folgen persönliche Wünsche.

4) Die Unterschrift ist zum größten Teil wegggeschnitten.

da ich die Kirchengeschworenen nicht unter Zwang zum Kauf drängen wollte, auch wäre es nicht ohne einen Schein des Verdachts, als hätte ich Gewinn davon oder Geschenke dafür erhalten, derentwegen ich die Kirchen antreiben [?] wollte. Auch scheint mir, daß ein Gulden zu viel ist (im Hinblick auf die große Auflage, die gewiß an 300 Stück macht) und doch wieder nicht einmal unverschämt, wenn der Drucker sagt, er habe für die Herstellung der Materialien und Formen hierzu schon große Ausgaben gehabt. [.] Deswegen schicke ich E. W. ihn selbst unter den angeführten Gründen wieder zu, und was Ihr mit ihm abmachen werdet, soll mir recht sein, nur unter der Einschränkung, daß die Erlasse an die Kirchen nicht in meinem Namen allein sondern in dem des Schweriner Domkapitels und der Administratoren gegeben werden (nachdem Ihr zugestimmt habt und das Werk vollendet ist). . . .

Dietz' Bitte, daß alle Kirchen gehalten sein sollten, je ein Exemplar des Ordinarius zu kaufen, wurde vom Domkapitel gewährt. Der Erlaß findet sich abgedruckt im Ordinarius, er ist datiert von 12. Januar 1519. Die auf den Drucker bezügl. Stelle lautet:

Ne autem Impressor ordinarii huiusmodi laborum suorum (quos pro commodo publico ob preces nostras libenter suscepit) solario defraudetur, cum os bovis triturantis ligari non debeat. Mandamus omnibus et singulis iuratis et provisoribus quarumcunque ecclesiarum et capellarum . . . in virtute sancte obedientie . . . pro qualibet ecclesia et capella . . . unum saltem ordinarium in asseribus ligatum, pro certo tunc per nos statuendo ac moderando precio . . . ab eodem Impressore in communes usus clericorum emere . . .

Auch Ludwig Dietz hielt sein Versprechen der rechtzeitigen Fertigstellung des Werkes. Es wurde nach der Unterschrift vollendet am 27. Oktober 1519, also ungefähr einen Monat vor Beginn der Adventszeit.

Bruno Claussen.

4. **Aus der Sammlung des Herrn Dr. Witte in Rostock.** — Ein Blücherbrief. — Der eigenhändige Brief Blüchers, der uns von seinem jetzigen Eigentümer, dem Ehrenmitgliede unseres Vereins Dr. Friedrich Carl Witte, aus den Schätzen seiner Sammlung zur Veröffentlichung anvertraut wurde, ist nicht unbekannt (vgl. E. v. Colomb, Blücher in Briefen aus den Feldzügen 1813—1815. Stuttgart 1876, S. 90 — Saager, Blüchers Briefe an seine Frau. 2. Aufl. 1912, S. 72). Da sich aber in den bisherigen Abdrucken Abweichungen finden, da es auch von besonderem Interesse sein dürfte, daß ein solcher, für den Schreiber charakteristischer Brief des größten Sohnes unserer Stadt sich in einer hiesigen Sammlung befindet, glauben wir, unsern Mitgliedern einen neuen Abdruck vorlegen zu sollen, der sich — soweit das bei der flüchtigen Schrift möglich ist — buchstabengetreu an das Original hält. Die Satzzeichen sind allerdings mit Rücksicht auf das leichtere Ver-

ständnis geändert worden. Blücher setzt zwar ziemlich häufig Kommata, Punkte finden sich dagegen selten, regelmäßig nur am Schluß der Absätze.

Was das Aeußere des Schriftstücks anlangt, so handelt es sich um ein Quartblatt von feinem Papier, das auf beiden Seiten fast voll beschrieben ist. Ein zweites Blatt, auf dem sich vermutlich die Adresse befand, ist offenbar abgerissen.

Der Brief ist an Blüchers zweite Frau Katharina Amalie, geb. von Colomb, gerichtet, mit der er seit 1795 vermählt war. Ueber die sonstigen in dem Briefe genannten Personen ist zu sagen, daß Fritze (Friederike) und Franz Blüchers Kinder erster Ehe sind. Friederike war zuerst mit einem Grafen von der Schulenburg-Hornhausen, in zweiter Ehe mit einem Grafen von der Asseburg-Neindorf verheiratet. Franz war zur Zeit des Briefes Kommandeur des 1. Schlesischen Husaren-Regiments. Der im zweiten Absatz des Briefes genannte Bruder der Empfängerin — Peter von Colomb — machte den Feldzug als Major mit. Seine Gattin — Wilhelmine (Minette), geb. Stosch — gehörte zu den Frauen, die Blücher besonders schätzte.

Die Situation, aus der heraus der Brief geschrieben wurde, darf als bekannt gelten.

Nanci, d. 18. Jan. 1814.

Libes Malchen.

Hir bin ich in Nanci einer der Schönsten stätte von Frankreich, morgen marchire ich auf Tuhll und so immer weiter nach Pariß. wenn alles geht, wie es gehen soll und muß, so wird in kurzer zeit der Fride er vollgen. der Kaiser Napoleon ist nun mürbe, und kan nicht lenger widerstehen. gerne hette ich mich hir geruht, aber die umstende lassen es nicht zu. es ist unbeschreiblig, wie die nation unzuFriden ist; uns haben sie Freudig Empfangen, den sie sehen uns als ein Fridens bohten an.

Dein bruder glaube ich ist ietzt nicht weit von Pariß. er streift bestendig um her, magt aber Schöne geScheffte. seine Frau hat an mich geschriben, und ich antwohrte ihr heute. von Fritze weiß ich nun nichts, Frantz erwahrte ich in einigen Tagen.

wüste ich es hin zu krigen, so könnte ich dich Schöne Sachen Schicken, aber ich werde sie selbst bringen.

Ich wünschte wohl, daß du heute austern mit mich Eßen könntest, die hir sehr Schön sind; heute ist der krönung Tag unsrer monarchen, den wihr hir festlig begehen. die Schlesische armeeh ist wider sehr glücklich in Ihren operationen, und wird wahrscheinlich die erste sein, die die Thürme von Pariß siht. daß volck ist hir ahrm und unter dem grausamsten druck der abgaben, sie segnen mich, da ich alle Douaniers, amploies und Gendarm zum Teuffell geiagt, und ihm Freien Handell und verkehr erlaubt.

die witterung ist hir infam, seit vorgestern ein bestendiger Regen. lebe wohl und Schreib mich gleich. ich werde hir Schöne Fußdecken kauffen.

ich kan dich nicht sagen, was es hir vor Schöne spigel gibt, aber wie bringt man sie fohrt.

dein dich Hertzlig libender

Blücher.

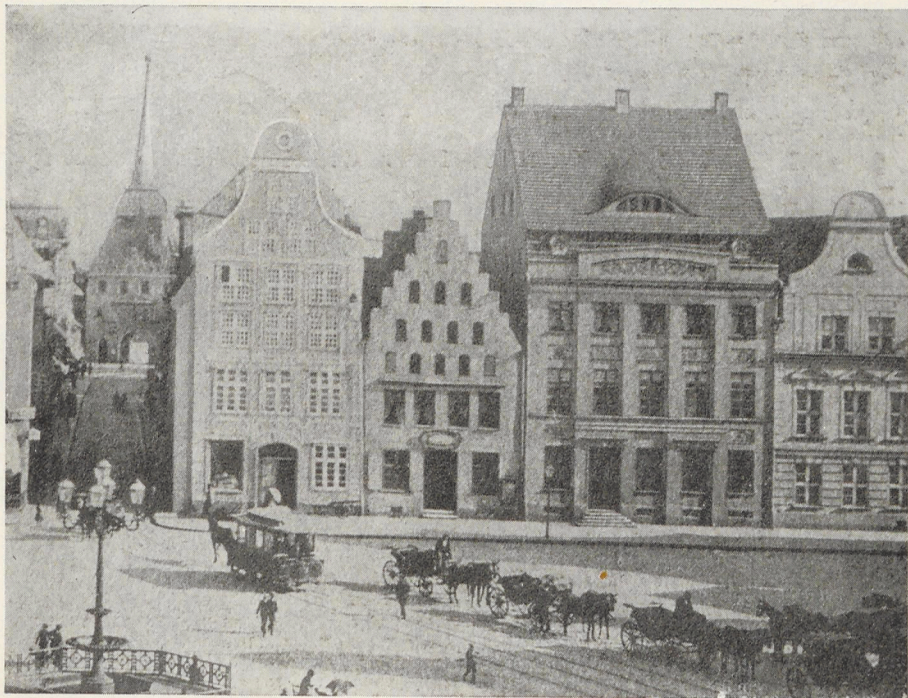
5. **Die Matrikel der Universität Rostock.** Hrsg. von Adolph Hofmeister. Bd. 6. 7. Register. I. II. Bearb. von Prof. Dr. Ernst Schäfer. Schwerin, Bärensprungsche Druckerei 1919. 1922. 4^o. XII. 736 u. 512 S. Gr.-Z. à 8.— Mk. (Zu beziehen durch die Universitätsbibliothek in Rostock). — Nach zehnjähriger Arbeit an den Registerbänden und mit opferwilliger Unterstützung seitens der Regierung und des Landtages hat jetzt in schwerer Zeit das große Matrikelwerk der drittältesten reichsdeutschen Hochschule abgeschlossen werden können. Nun erst beim Vorliegen des Personen-, Orts- und Sachregisters wird das umfangreiche Urkundenmaterial für die Universitäts- und Gelehrten-geschichte wirklich nutzbar zu machen sein. Ueber jeden einzelnen der 50 000 Studierenden, die von 1419 bis 1831 die alte Ostseehochschule besucht haben, über ihre Heimatsorte, über die Dozenten und über alle wichtigen Ereignisse des akademischen Lebens wird man jetzt schnell und sicher Auskunft finden. Denn der Bearbeiter der Schlußbände hat sein Material nicht bloß nach den bewährten, der Forschung erwünschten Editionsgrundsätzen (vgl. Erlcr, Matrikel der Univ. Leipzig) geordnet, er hat auch manche Namensformen durch Vergleich und Nachprüfung berichtigen können, und er hat — wenn ich meinen zahlreichen Stichproben trauen darf — überhaupt den ganzen, ungeheuren, so wenig zusammenhängenden notizenartigen Urkundenstoff mit peinlicher Gewissenhaftigkeit behandelt. Natürlich nicht in der Art, daß nun bei keinem von all den Personen- und Ortsnamen ein Zweifel mehr aufkommen könnte. Auch dem schärfsten Spürsinn wird es nicht gelingen können, den ganzen Wust von Namensverstümmelungen der alten Schreiber restlos aufzuklären, so leicht auch der Lokalforschung gelegentlich noch einzelne Richtigstellungen möglich sein werden. Auf solche späteren Richtigstellungen rechne ich noch z. B. bei den — wohl ca. 200 — Ortsnamen, die Schäfer mit einem „unbekannt“ versieht. Einiges dieser Art, z. T. ermittelt an der Hand der Familiennamen, mag schon hier angemerkt werden: Bremgarde = Bremgarten i. Schw., Busse prope Huszem = Bupse auf Nordstrand, Dils = Tilsit, Eldaviensis = Eldenaviensis, Elymaeus = aus Elima in Finnl., Hebbesbul = Hebsbul bei Tondern, Heugensis = aus Hoyer, Hosmis = Holmis (Stockholm), Calburgensis = aus Kalundborg, Cogensis, Coagro-Danus = aus Kjöge, Krakage = Krakow, Nerdae = Norden, Stansordia = Stanfordia, Tuckesbul = Tocksboll i. H., Wackstow = Wasdow, Waltucum = Woldekum (Workum i. Holl.), Schalandus Danus = aus Seeland (Sjaelland) u. a. Bei vielen Ortsnamen hätte auf Grund der zugehörigen Personennamen jedenfalls das betr. Land festgestellt werden können, so vor allem bei den charakteristischen nordischen Namen wie Olai, Petri etc. Ein Isloensis hätte dann in Asloensis (Christiania) verbessert werden können, ein Glandensis in Olandensis, Nouwelen in Nubell, Ellbogen

hätte nicht als E. in Böhmen gedeutet werden dürfen, sondern als Malmö u. s. f. Die Zahl der nordischen Studenten, die Hofmeister allein für das 15. Jahrhundert (1419—99) — bei einer Gesamtzahl von 12 000 Immatrikulationen — mit 1100 angibt, hätte sich auf diese Weise wohl noch etwas erhöhen lassen, ebenso diejenige der Niederländer, die für dieselbe Zeit nach Hofmeister 400 und die der Livländer, die „weit über 200“ aufweist. Daß Rostock — besonders in den ersten 3 Jahrhunderten seiner Geschichte — als die wichtigste, ja zeitweise als die einzige wissenschaftliche Bildungsstätte für die Länder des weiten niederdeutschen und skandinavischen Sprachgebiets zu gelten hatte, das erkennt man auch beim Durchblättern der neuen Registerbände wieder auf das Deutlichste. G. Kohfeldt.

6. Zum Umbau des Hauses Neuer Markt 3. — Als Beispiel verständnisvoller Erhaltung und Behandlung eines Kunstdenkmales darf der Durchbau des alten Patrizierhauses am Neuen Markt 3, Ecke Steinstraße durch die Firma Benz, Nordische Maschinenfabrik, in deren Besitz dieses Grundstück von den Mannschen Erben vor Jahresfrist übergegangen ist, hervorgehoben werden. Das mit einfachen architektonischen Mitteln ausgestattete Haus, das sich dem alten Giebelkranz des Neuen Marktes würdig einreihet und hier mit seiner Baumasse eine nicht unbedeutende städtebauliche Rolle spielt — auch Lorenz weist in seinem Werke „Bürgerliche Baukunst in Rostock“ besonders auf die schlichte, gut abgestimmte Putzarchitektur mit den kleinscheibigen, gleichmäßig verteilten Fenstern hin — ist in den Jahren 1767—1781 in mehreren, durch Maueranker bezeichneten Abschnitten von der Familie Mann erbaut, deren Wappen auch bisher im Schlußstein über der an der Marktseite befindlichen Haustür zu sehen war. Geschichtlich erwähnenswert ist ferner noch, daß das Grundstück selbst seit etwa 1740 im Besitz der Familie Mann war und vorher etwa ein halbes Jahrhundert der Familie Schimmelmann, d. h. den Vorfahren des gräflichen Geschlechtes gleichen Namens, gehörte. Auf der Tarnow'schen Stadtkarte v. 1780/90 ist im Hausbesitzerverzeichnis als Eigentümer der Gewürzhändler, spät. Kaufmann, Vinc. Siegm. Mann bezeichnet.

Die Aufgabe, die sich nun die jetzige Eigentümerin als Bauherrin und mit ihr der Bauleiter Krause, Architekt B. D. A., Rostock, gestellt hatten, war, das alte Kaufmannshaus zu einer modernen Ausstellungshalle für Automobile im Erdgeschoß und zu einem damit verbundenen Bürohaus unter fast vollständiger Wahrung der vorhandenen Baugruppe und deren architektonischen Gewandung umzugestalten. Dazu kam dann die verkehrstechnisch und bauwirtschaftlich sehr wesentliche Forderung, den an der Steinstraße befindlichen Vorbau in seinem unteren Teile — ein lange schwer empfundenes Verkehrshindernis! — zur Verbreiterung des Bürgersteiges zu beseitigen und hier eine Flucht von Schaufenstern herzustellen. Der Architekt hat aus diesen

Das Mann'sche Haus am Neuen Markt in Rostock.



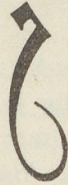
Vor dem Umbau.

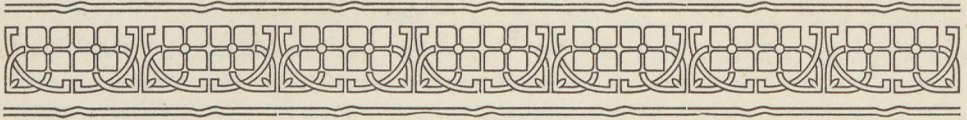


Nach dem Umbau.

Gründen auch auf die s. Zt. von Lorenz in dem oben erwähnten Werke vorgeschlagene, städtebaulich höchst wertvolle Laubenausbildung verzichten müssen, baute dafür aber den nicht unbeträchtlich in die Straße hineinspringenden Gebäudeteil zu einem Erker um und paßte im übrigen diesen Baukörper sowie die neue Ausbildung des Erdgeschosses als Ladenreihe zurückhaltend der vorhandenen schlichten Architektur an.

Stadtbaudirektor Gustav Wilhelm Berringer.





VII.

Nachrichten vom Verein für Rostocks Altertümer.

Adolph Becker †. Durch den am 18. April 1922 erfolgten Tod seines Mitbegründers des Bürgermeisters Dr. jur. et Dr. h. c. phil. Adolph Becker wurde der Verein auf das Schmerzlichste betroffen. Der Verstorbene hat dem Verein als Vorsitzender und nach Niederlegung dieses Amtes als Ehrenvorsitzender mehr als dreißig Jahre angehört. Sein Name wird mit dem des Vereins für Rostocks Altertümer innig verbunden bleiben. In tiefer Dankbarkeit hat der Vorstand dem Andenken Bürgermeisters Dr. Becker diesen neuen Band der Zeitschrift gewidmet.

Das Jahr 1923 war für den Verein insofern bedeutungsvoll, als er auf ein vierzigjähriges Bestehen zurückblicken konnte. Am 9. Oktober 1883 wurde das Statut des Vereins von E. E. Rat bestätigt, und dem Verein die Rechte einer juristischen Person verliehen. Zur Erinnerung hieran und zur Feier des vierzigjährigen Bestehens hielt der Verein am Sonntag, 21. Oktober 1923, eine Festsitzung im Psyche-Zimmer des Altertums museums ab. Die Feier führte eine große Zahl von Mitgliedern und Freunden zusammen und trug wesentlich dazu bei, das Interesse für die Bestrebungen des Vereins neu zu wecken und zu beleben. Zunächst sprach Landesarchivar Dr. h. c. Krause über steinzeitliche Funde aus Rostock und Umgegend. Alsdann gab der Vorsitzende Stadtrat Dr. Altvater einen Ueberblick über die Geschichte des Vereins*). Im Anschluß daran wurden in dankbarer Anerkennung für die um den Verein und die von ihm gepflegten Arbeitsgebiete erworbenen Verdienste folgende Herren zu Ehrenmitgliedern ernannt:

Pastor Friedrich Bachmann, Pampow
Landesarchivar Dr. h. c. Ludwig Krause, Rostock
Professor Dr. Hermann Reincke-Bloch, Breslau
Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Stieda, Leipzig
Dr. Friedrich Carl Witte, Rostock.

Die Feier brachte dem Verein die Anmeldung zahlreicher neuer Mitglieder. In einem der nächsten Hefte soll, wie dies früher üblich war,

*) Abgedruckt im „Rostocker Anzeiger“ Nr. 252 vom 28. Oktober 1923. — Vergl. auch den Bericht in Nr. 247 vom 23. Oktober 1923.

ein Verzeichnis der Mitglieder veröffentlicht werden. Möchten sich bis dahin noch recht viele neue Mitglieder anmelden! — Auch in anderer Weise war ein Erfolg beschieden. Der Vorsitzende hatte in seinem Vortrage darauf hingewiesen, daß die in unseren Gegenden zu den hervorragendsten Werken des 15. Jahrhunderts zählenden Bilder des Hochaltars der St. Nikolaikirche, auf deren gefährdete Beschaffenheit Stadtbaudirektor Dehn bereits vor einigen Jahren aufmerksam gemacht hatte, dem sicheren Verfall entgegengehen, wenn nicht bald in sachkundiger Weise eingegriffen werde. Darauf erklärte sich am Schlusse der Festsitzung ein langjähriges Mitglied und treuer Helfer des Vereins bereit, dem Verein die für die Wiederherstellungsarbeiten veranschlagten Mittel zur Verfügung zu stellen. Wir können danach hoffen, diese wertvollen Kunstdenkmäler vor dem Untergang zu bewahren und sie auch kommenden Geschlechtern zu erhalten. Ueber die vom Verein eingeleiteten Wiederherstellungsarbeiten wird in einem der nächsten Hefte eingehend berichtet werden.

Außer der Festsitzung v. 21. Okt. v. Js. fanden im Jahre 1923 noch folgende Vorträge statt: am 28. Juni: Branddirektor Dipl. ing. Dobbert über „350 Jahre Rostocker Feuerlöschwesen (1573—1923)“, am 16. Dezember: Generalleutnant von Dewitz über „Rostocker Erinnerungen an den Fürsten Blücher“.

Wenn wir heute dieses Heft unserer Zeitschrift herausgeben können, so ist es uns ein Bedürfnis, aller treuen Helfer, besonders der großzügigen Hilfsbereitschaft unserer Rostocker Reeder und Kaufleute mit herzlichstem Danke zu gedenken. Der letzte Band dieser Zeitschrift war im Jahre 1919 als Festschrift zur 500 Jahr-Feier der Universität Rostock erschienen. Seitdem hat es die Ungunst der Zeitverhältnisse dem Verein unmöglich gemacht, mit einem neuen Hefte hervorzutreten. Jetzt glauben wir wieder die Herausgabe unserer Zeitschrift in regelmäßiger Folge fortsetzen zu können. So geht der Verein für Rostocks Altertümer mit neuer Tatkraft und neuen Hoffnungen in das fünfte Jahrzehnt seines Bestehens hinein.



Halten des Fadens; ein offenbar von Weiss erfundenes Instrument, um größere, blutende Gewebebündel im ganzen zu umstechen, ein Faden hindurchzuziehen und so die Blutung zu stillen; ein geknöpfte schirmtes Bruchmesser, um beim Operieren des eingeklemmten Faden das Messer unschädlich in die Bruchpforte einzuführen, und durch Zurückziehen des Klingenschutzes, es schneidend wirken. Diese letztere an sich allein für damalige Zeit schon ein Meisterverk. Pinzetten zum Blutstillen von einer jetzt nicht mehr gebräuchlich ein doppel-seitiger Knochenschaber; zwei kleine, doppelseitige Säge-n von verschieden geschweifter Form, zum Ansägen (An) des Kopf-knochens; endlich noch ein Trepan-Griff, Trepan-Kronen, jenen dem Laien so fürchterlich anzuschauen, die Trepan-Bohrern zum Anbohren des Schädelknochens, wenn es gelung. Lücke zu bohren, um mit Instrumenten ans Gehirn heranz.

Alle diese Instrumente sind, fast ohne Ausnahme, so, daß sie noch heute gebraucht werden könnten; freilich von der feinsten modernen Technik, daß auch die Stiele und Griffe der Messer aus Metall, d. h. auskochbar, sind; das sind unsere Instrumente, die nicht, denn sie haben, damaligem Gebrauch entsprechend, die Griffe von hartem, geriefeltem, zum Teil sogar kunstvoll geschnittenem Holz.

b) In dem unteren, dem Frontteil nach höheren Teile des Kastens sind die dickeren Instrumente angeordnet: eine Messingspritze mit Elfenbeinansatz; ich glaube, daß diese zu Darmeinläufen dienen sollte, sie ist dazu zu klein und zu schwach, die würde auch wohl kaum in diesen, der höheren Chirurgie gehören; sondern ich nehme an, daß sie als Wundspritze zu gebrauchen (Irrigatoren gab es damals noch nicht); mehrere Trokare, die zum Teil recht dicke, vorn mit scharfem Dreispitz versehene, zum Anbohren von Körperhöhlen, um Wasser, Blut und dergleichen zu entleeren. Als besonders neue Instrumente der damaligen Zeit entfallen aus dem Inhalt des Kastens eine ganze Reihe von Instrumenten sinnreicher Konstruktion, die außer unserer heutigen „Specula“, Instrumente zum Eröffnen von kleineren Körperöffnungen, Nase, Mastdarm, Blase usw., die kleineren, die zum Teil fast spielzeugartig, die großen größer, massiver, dem Laien unheimlich, gemeinlich ist diesen Werkzeugen allen eine eigenartige, die den Griff aus regulierbare Schraubvorrichtung, welche die zwei Enden des Instrumentes, nachdem es im zusammengelegten Zustand zusammengepreßt, spreizt. Auch ein geistreiches, freilich jetzt nicht mehr verwandenes Instrument, ein Werkzeug zum Erfassen und Herausholen eines Blasensteines, das sich vor.

Setzt sich in dieser Abteilung ein Satz Katheter, ein Satz von acht verschiedenen chirurgischen Messern von noch heute üblichen Formen, freilich natürlich wieder mit Holzgriffen, und ein kleines rotledernes, sammetausgeschlagenes Kästchen mit nur augenärztlichen Instru-

